



Berlin, den 16. Juli 1898.

Der Kaiser im Orient.*)

Die Leute, die, wie es vielfach bei uns in Italien geschieht, dem Deutschen Kaiser einen besonderen Hang zur Mystik und ein nach dieser Richtung stark entwickeltes religiöses Gefühl zutrauen, dürfte sein Entschluß, auf der Spur alter Pilger das Heilige Land aufzusuchen, nicht überrascht, sie dürften vielleicht sogar diese Fahrt schon früher erwartet haben. Daß der Kaiser sich gerade jetzt zur Reise rüstet, weist aber darauf hin, daß nicht nur ein Gemüthsbedürfniß, sondern eine politische Absicht ihn dazu treibt. Man erinnert sich der Umstände, die den Prinzen Heinrich nach China führten, und glaubt, in beiden Aktionen die Spuren des selben Gedankens erkennen zu müssen. Es handelt

*) Seit die Absicht des Deutschen Kaisers, mit einem großen Gefolge evangelischer Würdenträger die der Christenheit durch die Erinnerung an des Heilands irdischen Wandel geweihten Stätten im Morgenland aufzusuchen, bekannt ward, will ringsum das Raunen über diesen Plan nicht mehr verstummen. Besonders in Frankreich, wo die ungeschickte Behandlung des Dreyfusskandals durch einen Theil unserer Presse ohnehin schon die Volksleidenschaft gegen Deutschland aufgepeitscht hat, wittert man hinter einem Privatwunsch geheimnißvolle politische Zettelungen und wird um so weniger müde, auf die aus dem Vordringen des Germanenthumes angeblich im Orient erwachsende Gefahr hinzuweisen, als man sieht, daß in diesem Punkt auch die russischen Freunde, die im Gebiet des verfallenden Türkenreiches still, aber wirksam arbeiten, empfindlich sind und, bei dem Umfang ihrer orientalischen Interessen, sein müssen. Wie eifrig man aber auch im Vatikan die politischen Pläne des gekrönten Vertreters der deutschen Nation verfolgt und kommentirt, soll die Stimmungskurve eines erfahrenen italienischen Politikers lehren. Deutsche Leser wird mehr als das Gewirr abenteuerlicher Vermuthungen die Thatsache interessieren, daß man sich im Auslande allgemach gewöhnt hat, nur noch mit den persönlichen Ansichten und Wünschen des Kaisers zu rechnen und alle neben ihm im Deutschen Reich die Geschichte bestimmenden Faktoren als nicht vorhanden zu betrachten.

sich um nichts Beringeres als um die Verdrängung des französischen Einflusses durch den deutschen in der Türkei, — etwa nach dem Vorbilde der englischen Politik, die Frankreich schon aus Egypten verdrängt hat. Der Unbefangene kann sich ja nicht verhehlen, daß Frankreich sein Prestige in der Türkei mehr und mehr einbüßt und daß Deutschland an seine Stelle tritt. Der französische Einfluß ist mit dem Protektorat eng verknüpft, das Frankreich über die christlichen Unterthanen des Sultans in allen Theilen des Reiches ausübt. Dieses Protektorat, das bis auf die Zeit der Kreuzzüge zurückzuführen ist, wurde noch auf dem Berliner Kongreß ausdrücklich sanktionirt und von allen Großmächten anerkannt. Jede Politik, die die Verminderung des französischen Einflusses in der Türkei anstrebte, war also genöthigt, dieses Protektorat zur Angriffsfront zu machen. War Das offen und unmittelbar nicht möglich, so mußten Umwege gewählt werden. Papst Leo XIII. und der Kardinal Rampolla legen bekanntlich den größten Werth auf ein freundschaftliches Verhältniß zur französischen Republik. Es ist deshalb nicht zu erwarten, man werde durch vereinzeltet Borgehen für Frankreich nachtheilige Entschlüsse im Vatikan durchsetzen können. Möglich bliebe nur ein Kollektivschritt sämmtlicher Großmächte in der Richtung, daß jede Macht ihre eigenen Unterthanen in der Türkei selbst zu vertreten verlangte. Aber auf eine solche Einigkeit der Großmächte ist nicht zu rechnen. Nun hat, wohl auf deutsches Betreiben, Abd ul Hamid dem Papst den Vorschlag gemacht, einen türkischen Gesandten beim Vatikan ernennen, jedoch kein Entgegenkommen gefunden. Um einen Druck auszuüben, hat Abd ul Hamid trotz dem abweisenden Verhalten der Kurie einen Botschafter ernannt, und zwar Assim Bey, den früheren Vertreter der Türkei in Athen. Seitdem ist ein Monat verstrichen und die päpstliche Staatskanzlei hat sich nicht veranlaßt gesehen, ihre ablehnende Haltung aufzugeben. Dabei wird es wohl auch bleiben; und darin liegt ein politischer Erfolg Frankreichs. Im Vatikan bemüht man sich eifrig genug, möglichst viele Mächte beim Heiligen Stuhl vertreten zu sehen, weil eine solche Vertretung die äußere Anerkennung des Papstthumes als politischer Macht bedeutet. Der Sultan durfte deshalb glauben, durch Ernennung Assims dem persönlichen Gefühl des Papstes zu schmeicheln. Die Rücksichten auf Frankreich erwiesen sich aber als stärker. Der ganze diplomatische Verkehr zwischen der Türkei und dem Vatikan wurde bisher durch die französische Botschaft in Konstantinopel vermittelt. Keiner der verschiedenen apostolischen Delegationen in der Türkei wird von Abd ul Hamid empfangen, ohne daß der französische Botschafter um die Audienz ersucht und von ihrem Zweck in Kenntniß gesetzt worden ist. Den Rechtsschutz der türkischen Christen, jeden Einspruch gegen eine Regierungsmasregel oder einen Beamten: Alles hat ausschließlich die französische Botschaft zu besorgen. Wenn die römische Kurie sich einen türkischen Botschafter gefallen ließe, so müßte solche Intervention

künftig fortfallen und der Vatikan würde mit dem Hilbiz-Kloster in unmittelbare Beziehungen treten, — wahrscheinlich sehr zum Vortheil des Sultans, da dem Vatikan die politischen Machtmittel Frankreichs fehlen und nur die Möglichkeit moralischer Wirkungen bleiben würde. Es ist also nicht schwer, zu verstehen, weshalb die Türkei der, wie es scheint, von der deutschen Diplomatie ausgegangenen Anregung, sich direkt beim Vatikan vertreten zu lassen, gern gefolgt ist. Leo XIII. hat dadurch, daß er von dem Erscheinen Affims Bey in Rom keine Notiz nahm, sich vielleicht den Dank der orientalischen Christen, sicher aber den Dank der französischen Republik verdient.

Anderes liegen die Dinge für Frankreich in Konstantinopel. Wie wenig man dort den Franzosen gefällig zu sein wünscht, zeigen zwei Vorgänge aus der neuesten Zeit. Beirut hat eine französische höhere Anstalt, die akademische Titel verleiht. Diese Titel staatlich anzuerkennen, hat sich die türkische Regierung geweigert. Ferner war neulich für die melchitischen Christen ein Patriarch zu wählen. Die Synode, in der die Wahlhandlung vorzunehmen war, sollte von Monsignore Duval, einem Franzosen, geleitet werden und die Wahl schien auf Monsignore Geraigiry, der als Franzosenfreund bekannt ist, fallen zu sollen. Der Sultan legte Einspruch gegen die Synode ein; trotzdem versammelte sie sich; Monsignore Geraigiry wurde auch gewählt, aber vom Sultan nicht anerkannt. Angeblich soll die Synode nicht der Ordnung gemäß abgehalten worden sein; in Wirklichkeit will der Sultan nur keinen Franzosenfreund als melchitischen Patriarchen bestätigen. War die französische Diplomatie erfolgreich beim Vatikan, so darf man annehmen, daß in Konstantinopel die deutsche Diplomatie ihre Hand im Spiel hatte. So stützt sich Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft im Orient auf den Papst, Deutschland auf den Sultan, — und Abd ul Hamid nutzt, so gut er kann, die deutsche Diplomatie aus, um sich von der französischen zu befreien. Diese Querverbindungen geben auch der Fahrt des Kaisers ihren besonderen Charakter. Sicher wird Wilhelm der Zweite von der christlichen Bevölkerung in Palästina und Syrien enthusiastisch empfangen werden und selbst der Vatikan wird nicht umhin können, dem Klerus die Unterstützung der festlichen Veranstaltungen zu empfehlen. Wir Römer pflegen im Scherz von drei Päpsten zu sprechen: der eine, der Papa bianco, ist der Papst selbst; der zweite, der Papa nero, ist der Jesuitengeneral; und der dritte, der Papa rosso, ist der Kardinal Ledochowski, der seit ungefähr zwanzig Jahren an der Spitze der Congregatio de propaganda fide steht. Neigen Leo XIII. und Rampolla zu Frankreich, so vertritt Ledochowski die deutschen Interessen; er ist denn auch von je her der französischen Diplomatie ein Dorn im Auge gewesen, die ihn, obgleich die Leitung der Propaganda für Lebenszeit übertragen zu werden pflegt, als vor einigen Monaten die Stelle des Protobatars in der päpstlichen Verwaltung vacant wurde, am Liebsten auf diesen Posten

versetzt und damit unschädlich gemacht hätte. Er vergilt diese Feindschaft mit der rücksichtslosesten Behandlung der französischen Botschafter und sieht heute eben so schlecht mit Monsieur de Béhaine wie früher mit Monsieur Poubelle. Ledochowski wird also seinen Einfluß bei den palästinischen Kirchengemeinden zweifellos ausbieten und es an Bemühungen für einen festlichen Empfang des Deutschen Kaisers nicht fehlen lassen. Seit die Maroniten-Verfolgung durch die Drusen im Jahre 1860 Napoleon den Dritten zum Einschreiten bewog, hat die französische Regierung thatsächlich für den Schutz der Christen in Palästina kaum noch die Hand gerührt; und seitdem ist in Syrien und Palästina der römisch-katholischen Kirche noch ein neuer Gegner in der griechischen Kirche entstanden. Ueberall findet man russische Klöster, die, von der heimathlichen Regierung kräftig unterstützt, wie Festungen im Feindestand ihre Bezirke im Schach halten. Hatte man früher schon in Frankreich nichts gethan, um der russischen Orthodoxie entgegenzuarbeiten, so ist man heute natürlich noch weniger in der Lage, gegen den jetzigen Verbündeten aufzutreten.

Auch Leo XIII. und der Kardinal Rampolla können sich nicht darüber täuschen, daß Frankreich weniger an einem thatkräftigen Schutz der orientalischen Christen als an dem äußeren Schein des Protektorates liegt. Wenn Deutschland sich anshiden sollte, diesen Schutz thatkräftiger zu besorgen, und wenn man diese Absicht der Kurie geschickt mitzutheilen versteht, so mag man im päpstlichen Rom die Verdrängung Frankreichs durch Deutschland bedauern, aber man wird sich dem Versuch nicht entgegenstellen können. Kann die russische Orthodoxie in Syrien und Palästina noch bekämpft werden, so wird man in Rom eher glauben, daß Deutschland, als daß Frankreich diesen Kampf siegreich durchzuführen vermag. Die Reise des Deutschen Kaisers ist der russischen Diplomatie vielleicht nicht weniger unerwünscht als der französischen; der Papst aber wird sie kaum ungeru sehen. So sehr es im Vatikan erfreuen würde, wenn Frankreich die Rolle eines entschlossenen Beschüters der christlichen Interessen im Orient durchführte: schließlich kann die Kurie sich nicht feindlich gegen eine andere Macht stellen, die diesen Schutz kraftvoller übt. Aus Alledem wird sich für die offizielle vatikanische Welt eine sympathische Zurückhaltung ergeben; die diplomatischen Verhältnisse werden zunächst unverändert bleiben, der Papst wird ein deutsches Schutzrecht in der Türkei eben so wenig anerkennen wie in China, die palästinischen Christen aber, die längst entwöhnt sind, irgend etwas Greifbares von der französischen Schutzherrschaft zu sehen, werden ihre Blicke nun hoffend auf Deutschland richten. Sollte es sich für den Deutschen Kaiser bei seiner Reise ins Morgenland wirklich nur um die Befriedigung eines persönlichen religiösen Bedürfnisses handeln, so kann diese Fahrt vielleicht doch den Anstoß zu politischen Verschiebungen geben, deren Endziel uns erst die Zukunft enthüllen wird.

Rom.

Giuseppe Fiamingo.



Ordnung und Recht.

Die Wahlschlacht ist geschlagen. In dem Stärkeverhältniß der Parteien hat sich, abgesehen von einer erfreulichen Schwächung der polnischen Fraktion, nur dadurch etwas Wesentliches geändert, daß die Sozialdemokratie zu ihren bisherigen 48 Sitzen deren 8 oder 9 neue erobert, sich also um 16,6 oder 18,7 Prozent verstärkt hat. Sie allein kann sich eines großen Erfolges rühmen; und ihr Erfolg wäre noch ungleich größer, wenn die Siege im Verhältniß zur Zahl der für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen vertheilt würden oder wenn bei der Wahl die relative Stimmenmehrheit entfiel. Bei vielen Stichwahlen ist die Sozialdemokratie nur in Folge von Wahlbündnissen unterlegen, die andere Parteien geschlossen haben; die Zahl der Fälle, wo sie ihren Sieg ausschließlich solchen ausdrücklich oder stillschweigend abgeschlossenen Bündnissen verdankt, ist erheblich geringer. Das bedauerliche Ergebnis erscheint noch bedauerlicher, wenn wir uns gestehen müssen, daß die Sozialdemokraten in vielen Fällen, wo sie in der Stichwahl unterlegen sind, berechtigt wären, ihren verbündeten Gegnern das Wort zuzurufen, das am zwölften Januar 1887 Fürst Bismarck der septennatfeindlichen Reichstagsmehrheit zugerufen hat: „Une haîne commune vous unit!“ Fragt man Nationalliberale und Ultramontane oder Konservative und Freisinnige oder Freisinnige und Ultramontane, welche positive Ziele sie bei ihrem Zusammenhalten verfolgt haben, so bekommt man höchstens zur Antwort: „Die Aufrechterhaltung der Ordnung;“ und gegenüber den Fortschritten der Sozialdemokratie wissen die Organe der anderen Parteien kaum einen anderen Trost als den, die Stichwahlen hätten den Beweis dafür geliefert, daß die bürgerlichen Parteien siegen können, wenn sie fest zusammenhalten. Ein kümmerlicher Trost. Nicht die Sorge um die Macht des Reiches nach außen, nicht die Sorge um die freiheitliche Entwicklung des Reiches nach innen ist es in den meisten Fällen, die die gegen die Sozialdemokratie verbündeten Parteien zusammengeführt hat, sondern die Sorge um die „Ordnung“, d. h. die Sorge um ihren Besitz an Hab und Gut und an politischer Macht. „L'ordre règne à Varsovie,“ verkündete Marschall Sebastiani der französischen Kammer, als im Jahr 1831 die Russen in blutigem Kampf Warschau erstürmt hatten, und die „Ordnung“ können die bürgerlichen Parteien dadurch aufrechterhalten, daß sie, zusammenstehend, die Sozialdemokraten auf den Kopf schlagen. Dieser Trost mag ja noch ziemlich lange vorhalten, aber an dem Umstande, daß die Zahl der sozialdemokratischen Wähler fortwährend wächst, wird dadurch nichts geändert; und wenn trotzdem die Macht der Ordnung-

parteien noch genügt, um der Macht der Sozialdemokratie erfolgreichen Widerstand zu leisten, so bleibt doch die unerfreuliche Thatsache bestehen, daß durch die letzte Wahl mehr als zwei Millionen deutscher Bürger ihre Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung ausgesprochen haben.

Dürfen wir alle diese Gegner der Ordnungsparteien nun aber ohne Weiteres für Ordnungseinde, für ganze oder halbe Anarchisten erklären? Das wäre eine arge Uebertreibung. Die große Mehrzahl der Führer der Sozialdemokratie kann sich nach ihren Auslassungen in Wort und Schrift nicht darüber beschweren, wenn man ihr tadelnd vorwirft, den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden anzustreben; aber der Masse der Wähler liegen solche Tendenzen doch mehr oder weniger fern. Es sind an einzelnen Orten, wo die Sozialdemokratie unterlegen ist, wüste Ausschreitungen vorgekommen und es ist nur zu wünschen, daß hier die Justiz den Exzessanten eben so rasch wie gründlich die Verpflichtung zum Bewußtsein bringe, die Ueberzeugung Anderer zu achten; aber aus solchen Vorkommnissen, an denen ein paar hundert zweifelhafte Subjekte theilhaftig sind, auf Charakter und Gesinnung aller sozialdemokratischen Wähler zu schließen, wäre ungefähr so gerechtfertigt wie der Versuch, die That eines Bräuwirth dem ganzen Offizierstand zur Last zu legen.

Der schwerste Vorwurf, der der deutschen Sozialdemokratie zu machen ist und der jeder anderen Partei ein Wahlbändniß mit ihr unmöglich machen sollte, aber leider nicht überall unmöglich gemacht hat, ist ihre Vaterlandlosigkeit. Mit Recht weist man darauf hin, daß sich in diesem Punkt die deutschen Sozialdemokraten sehr unvortheilhaft von ihren Gesinnungsgenossen in England und Frankreich unterscheiden. Der französische Arbeiter ist immer noch in erster Linie Franzose, erst in zweiter Linie Sozialist, der deutsche ist in erster Linie Sozialist und, wenn es gut geht — was immer noch bei der Mehrzahl der sozialistischen Wähler zutreffen mag —, in zweiter Linie Deutscher. Man erklärt Das wohl aus der kosmopolitischen Neigung der Deutschen, aber diese Erklärung reicht schwerlich aus; der Grund liegt in der geschichtlichen Entwicklung. England und Frankreich sind seit Jahrhunderten mächtige Reiche, das Staatsbewußtsein ist jedem Engländer und Franzosen gewissermaßen angeboren, es vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Bürger ist dort stolz auf die Größe und Macht seines Vaterlandes. Und bei uns? Wie lange ist es denn her, seit in Deutschland bei den Machthabern, seit vor Allem bei der Bureaucratie der großen und der kleinen Staaten, die jetzt überall an der Spitze der Ordnungsparteien marschirt, schon der Gedanke an ein mächtiges deutsches Vaterland fast für ein Verbrechen galt? Da dürfen wir uns doch wahrlich nicht darüber wundern, daß der deutsche Patriotismus in den minder gebildeten Massen des Volkes noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hat, daß die Staatsgesinnung noch nicht allen

Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen ist und daß der Reichstagswähler, der mit den inneren Zuständen im Lande unzufrieden ist, durch die Abgabe seiner Stimme vor Allem dieser Unzufriedenheit Ausdruck geben will, ohne daran zu denken, daß er dadurch die Macht des Reiches schädigt. Ge-reden und agitatorische Schriften allein können die unerfreulichen Wahlergebnisse dieses Sommers nicht erklären; erst die weit verbreitete Unzufriedenheit hat die Wirkung dieser Reden und Schriften unterstützt.

Aber geben denn die inneren Verhältnisse im Reich den Bürgern irgendwie Grund zu berechtigter Unzufriedenheit? Wenn man die Organe der „Ordnungsparteien“ hört, gewiß nicht. Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung lassen, so liest man, kaum Etwas zu wünschen übrig, wir haben vortreffliche Gesetze und noch vortrefflichere Beamte, die sie anwenden. Gewiß: für die Ordnung ist gut gesorgt; aber wie steht es mit der Gerechtigkeit? Offener Rechtsbruch mag ja selten vorkommen; aber wenn es, wie ich es vor Jahren in einem ordnungsparteilichen Organ gelesen zu haben mich erinnere, für statthaft erklärt wird, daß die Gerichte bei Bekämpfung der Sozialdemokratie „in der Auslegung der Gesetze bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehen“, so wird damit doch den Richtern die Beherzigung des Sazes empfohlen, daß das Gesetz eine wächserne Nase habe, und strebsame Richter und Staatsanwälte lassen es an dieser Beherzigung nicht fehlen: jedes unüberlegte derbe Wort, jeder harmlose Spott über auffallende Reden oder Thaten eines gekrönten Hauptes wird als Majestätbeleidigung verfolgt und bestraft; ein Arbeiter, der in der Reichsdruckerei ein bedrucktes Blatt Papier im Werth von einem Bruchtheil eines Pfennigs an sich nimmt und es einer sozialdemokratischen Zeitung zu vorzeitiger Bekanntmachung ausliefert, wird nicht nur, wie es recht und billig ist, aus dem Dienst entlassen, sondern als gemeiner Dieb für Monate ins Gefängniß gesteckt; ein sozialdemokratischer Gesinnung (mit Unrecht) verdächtiger Soldat, in dessen Händen ein ärarisches Geschirrstück zerbricht, wird wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung bestraft, weil ihm zwar die böse Absicht nicht bewiesen sei, er aber den Mangel dieser Absicht nicht bewiesen habe; und schließlich wird Jeder, der sich politisch dadurch mißliebig macht, daß er Etwas sagt oder thut, was einem Mächtigen nicht gefällt, wegen „Groben Unfugs“ bestraft. Die Männer der Ordnungsparteien finden das Alles vielleicht nicht in der Ordnung, aber zu einem energischen Protest raffen sie sich nicht auf; und wenn ein Mittelstaedt ein scharfes Wort gegen die Mißwirtschaft der Bureaucratie sagt, so wird ihm von den Ordnungsmännern der alberne Vorwurf gemacht, er thue es aus Verdruß darüber, daß er nicht Präsident eines Reichsgerichtssenates geworden sei.

Nicht besser als auf dem Gebiete der Rechtspflege sieht es auf dem Gebiete der Gesetzgebung aus. Den berechtigten freiheitlichen Wünschen,

namentlich solchen, deren Erfüllung überwiegend den unteren Klassen des Volkes zu Gute kommt, wird von oben her der hartnäckigste Widerstand entgegengekehrt. Es sei nur an die Entschädigung unschuldig Verurtheilter erinnert. Zuerst sollte der Reichstag als Entgelt für die Gewährung dieses Verlangens dem Unfehlbarkeitsdünkel der Bürokratie eine Verschlechterung und Erschwerung des Wiederaufnahmeverfahrens bewilligen — nichts ist der Bürokratie so verhasst wie das Geständniß, einen Fehler gemacht zu haben —, und als Das nicht zu haben war, ertheilten die Ordnungsparteien einem Gesetzentwurf ihre Zustimmung, der die Gewährung der Entschädigung mehr oder weniger als einen Gnadenakt des erkennenden Gerichtes erscheinen läßt. Noch Seltsameres ist bei der Militärstrafprozessordnung geleistet worden. Daß alle Vergehen der Militärpersonen von militärischen Gerichten abgeurtheilt werden sollen, mag gerechtfertigt sein; aber daß der zur Reserve entlassene Soldat, wenn er sich über seinen früheren Offizier oder Unteroffizier abfällig äußert, auf die Denunziation eines „gutgesinnten“ Kameraden hin wegen Beleidigung vor das militärische Gericht gestellt wird, Das ist eine Ungeheuerlichkeit, die in jedem einzelnen Fall Erbitterung nicht nur bei dem davon betroffenen wirklichen oder vermeintlichen Sozialdemokraten hervorrufen muß; solche Gesetze fabriciren, heißt, künstlich Sozialdemokraten züchten. Schwerer noch als das Geschehene wiegt aber auf dem Gebiete der Gesetzgebung Das, was unterlitten ist. Den höchsten Trumpf glauben die Ordnungsparteien gegen die Sozialdemokratie auszuspielen, wenn sie darauf hinweisen, was für das arbeitende Volk durch die Unfall-, Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung geschehen sei; ist solchen Wohlthaten gegenüber Unzufriedenheit nicht schmöder Undank? Nun ist ja Zweierlei gewiß; auf der einen Seite: die Arbeiterschutzgesetze sind für die Arbeiter eine Wohlthat und sollten von ihnen als solche anerkannt werden, auch wenn sie einen Theil der Kosten selbst aufzubringen haben; auf der anderen Seite: Noth und Elend lassen sich durch keine Gesetzgebung aus der Welt schaffen; sie wären wohl auch im sozialdemokratischen Zukunftsstaat bald und verstärkt wieder da, wenn der „Völkerschmaus“,*) die allgemeine Theilung der vorhandenen Güter, vorbei wäre. Aber soll und darf darum die Gesetzgebung gegenüber der Frage der gerechten Gütervertheilung völlig unthätig bleiben? Darf sie das Mögliche — Fürsorge für ein erträgliches Dasein Aller — unterlassen, weil das Wünschenswerthe — allgemeines Wohlbefinden — unmöglich ist? Weil das Reich nicht jedem Deutschen ein eigenes Haus verschaffen kann: ist darum die Gesetzgebung von der Aufgabe entbunden, der Wohnungsnoth der unteren Stände, zumal in den Großstädten,

*) „Fürsten zum Land hinaus, jetzt kommt der Völkerschmaus“, wurde auf dem hambacher Fest gesungen.

entgegenzuwirken? Weil Kapital und Arbeit inkommensurable Größen sind und die Gesetzgebung darum außer Stande ist, zu bestimmen, welcher Theil des Gewinnes eines gewerblichen Unternehmens als „voller Arbeitertrag“ dem Arbeiter gebühre: darf der Gesetzgeber darum den Ruf der Arbeiter nach Gewährung dieses vollen Arbeitertrages einfach überhören, muß er die Hände in den Schoß legen, wenn das Kapital als seinen Antheil an jenem Gewinn in Form von Dividenden einen Betrag einstreicht, der den landesüblichen Zins um das Fünffache oder Zehnfache übersteigt, während der Arbeiter stets den gleichen oder doch einen wenig wachsenden Lohn erhält? Weil das Gesetz nicht verhindern kann, daß Das, was der fleißige und tüchtige Vater erworben hat, nach seinem Tode manchmal an unwürdige, nichtsnutzige Kinder fällt: muß es darum die gesetzliche Erbfolge des verfallenden römischen Rechtes in ihrem ganzen Umfang, mit dem Erbrecht der Seitenverwandten bis in den zehnten und zwanzigsten Grad, beibehalten, statt aus dem Vermögen der ohne Leibeserben Verstorbenen ein *patrimonium* der Enterbten zu bilden? Diese und ähnliche Fragen konnten in einem bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich ihre Lösung finden; aber in der „Kodifikation“, die wir zu Stande gebracht haben und die nach der Versicherung der Ordnungsparteien ein herrliches Denkmal deutschen Geistes ist, haben sie sie nicht gefunden. Wer hier während der langen Berathung des Werkes Reformen forderte, predigte tauben Ohren oder zog sich wohl gar den stillen Haß der bürgerlichen Parteien zu.

In der Sorge für die Ordnung haben die Ordnungsparteien leider vielfach die Gerechtigkeit vergessen. Nach der einen Seite sind sie oder ist wenigstens ein Theil von ihnen des „*Suum cuique*“ stets besser eingedenk gewesen als die anderen Parteien: sie haben dem Reich stets gegeben, was des Reiches ist, sie haben nicht geklagt und geschachert, wenn es sich um die Macht des Reiches handelte. Aber wenn das ganze Volk sich dieser Macht nach außen freuen soll, dann muß ihr im Inneren die Freiheit zur Seite stehen, die auf unverbrüchlicher Gerechtigkeit ruht. Darauf, daß die Ordnungsparteien sammt den Regierungen die Sorge für diese Freiheit vielfach bei Seite gesetzt haben, dürfte der Erfolg der Sozialdemokratie zum guten Theil zurückzuführen sein. Noch ist es vielleicht nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen. Wird der Versuch hierzu gemacht, so dürfen wir hoffen, daß bei künftigen Reichstagswahlen die Schaaren sich lichten, die jetzt der Fahne der Sozialdemokratie folgen, und daß die Parteien, die immer und überall fest zum Reich stehen, nicht mehr nöthig haben, um ihre Reichstagsitze zu behaupten, Wahlbündnisse mit den Ultramontanen einzugehen, die so wenig aufrichtige Freunde des Reiches wie aufrichtige Freunde der bürgerlichen Freiheit sind.

Ulm.

Gustav Pfizer.



Der Latifundien-Mary.

Herrn Dr. Franz Oppenheimer möchte ich den Latifundien-Mary nennen. Denn sein „Großgrundeigenthum“ *) ist eigentlich nichts Anderes als ein ins Latifundienhafte überfestes marxistisches „Kapital“. „Das Kapital“, sagt Mary, „voilà l'ennemi!“ „Das Großgrundeigenthum ist’s,“ sagt Oppenheimer. Beide mögen Recht haben; Beide ergänzen einander sogar. Denn man könnte ja die beiden Thesen vielleicht unter einen gemeinsamen Renner bringen. Wie würde der lauten? Sehr einfach: „Reichthum erzeugt Armuth!“ Als es keinen Reichthum gab, gab es keine Armuth. Allerdings entsteht Reichthum aus der Armuth, chronologisch und auch wirthschaftlich betrachtet; aber je mehr er wächst, um so mehr drückt er auf die Armuth und daher kann man füglich auch sagen, daß erst der Reichthum die „drückende Armuth“ erzeugt. Das hat Mary in seinem „Kapital“ logisch für den beweglichen Reichthum nachgewiesen und Oppenheimer weist es eben so logisch für den unbeweglichen Reichthum nach. Sein Grundgedanke ist sehr klar. Wenn sich Doktoren der Medizin, und ein solcher Doktor ist ja Oppenheimer, mit der sozialen Frage beschäftigen, glauben sie, an einem Krankenbett zu stehen. Die Menschheit ist der Patient. Sie suchen nun nach der „causa morbi.“ Oppenheimer will sie im Großgrundeigenthum gefunden haben. Das ist vielleicht etwas einseitig, aber nicht unrichtig. Wenn die Menschheit ein Organismus ist und wenn die soziale Frage eine „Krankheit“ ist (Beides habe ich mir in meinem „Allgemeinen Staatsrecht“ anzuzweifeln erlaubt), dann ist der Großgrundbesitz gewiß eine der Hauptursachen dieser „Krankheit“. Wie nun Mary den ganzen Prozeß der Verursachung dieser Krankheit durch das Kapital aufdeckt, so deckt Oppenheimer den Prozeß der Verursachung des sozialen Nothstandes durch den Großgrundbesitz auf. „Das Großgrundeigenthum,“ sagt er; „ist ein Hochdruckgebiet, von dem endlos Menschenfluthen hereinströmen und die Niederungen (die Städte) verwüsten.“ Vollkommen richtig. Ganz so richtig weist Mary nach, daß aus der Summirung der zahllosen ganz minimalen Mehrwerthe, die die „Plusmacher“ den Arbeitern täglich und stündlich wegstibizen, das Kapital entsteht, das die Arbeiter immer elender macht. Industriearbete hier, Landbarone dort verrichten die selbe Arbeit der Bevelendung der Massen. Ich sage: Mary und Oppenheimer ergänzen einander; denn Jeder schildert die eine Hälfte des sozialen Prozesses, der „Erkrankung des Organismus“.

Der Landbaron drückt auf seinem Großgrundbesitz den Bauern: nun fließt der gedrückte Menschenstrom in die Niederung, in die Städte. Hier

*) Großgrundeigenthum und soziale Frage. Versuch einer neuen Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft. Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin 1898.

wartet seiner schon der schlaue Industriearon, um den hilflosen Menschenstrom in die bereit gehaltenen Rinnale zu fassen und ihn auf die Räder seiner Fabrik zu leiten, um da durch ihn seine Maschinen treiben zu lassen. Marx eiferte gegen die böse Pluvmacherei der Industriearone; Oppenheimer faßt die *causa morbi* noch tiefer. Er meint: Schaffen wir jenen Hochdruck an der Quelle ab, heben wir den Großgrundbesitz auf, dann fließt der hilflose Menschenstrom nicht in die Städte, dann hat der Industriearon das Nachsehen, dann laufen „zwei Unternehmer dem einen Arbeiter nach“, nicht zwei Arbeiter einem Unternehmer, — und dann bricht das Zeitalter der Wahrheit und Gerechtigkeit an. Dann kommt die Zeit, mit deren begeisterter Schilderung Oppenheimer sein Werk schließt, die Zeit, wo die „Gesellschaft sich auch politisch in Freiheit, Gleichheit und genossenschaftlicher Brüderlichkeit selbst verwaltet“; wo „der Staat eine Wohlfahrteinrichtung für Alle“ sein wird; wo die „Demokratie Frieden halten wird nach außen wie nach innen“; wo „ein einziger großer Friedensbund die Völker umschließen wird, die dann erst den Namen ‚Kulturvölker‘ werden führen dürfen“... Ist dieser Menschheitdokter, der uns mit solcher Zuversicht die Genesung von all unseren Leiden und Krankheiten in Aussicht stellt, nicht reizend? Und wie kann man da noch, angesichts seiner klaren Diagnose und seiner apodiktischen Prognose, die von ihm empfohlenen Medikamente ablehnen? Er hat uns sein Rezept schon früher einmal vorgelegt; es heißt: „Siedlungsgenossenschaften“. Diesmal begründet er seinen Vorschlag auch historisch, d. h. er führt den „Beweis“, daß es schon einmal vor Jahrhunderten in Deutschland eine Zeit ohne Großgrundeigentum und eine „reine Wirtschaft“ ohne Elend und ohne soziale Frage gab. Man braucht also heute nur dieses Großgrundeigentum auf irgend eine, selbstverständlich humane, civilisierte, gesetzliche Weise abzuschaffen, z. B. durch eine Art staatlicher Grundenteignung-Obligationen, und die *causa morbi* ist weg, der „Organismus“ der Gesellschaft ist in seiner ursprünglichen Gesundheit, von Kraft und Fülle strotzend, wiederhergestellt. Das wäre sehr schön, wenn es nur wahr wäre. Da sind aber zunächst die „historischen Thatsachen“, auf die Oppenheimer seinen Beweis stützt. Leider entnimmt er sie den „Autoritäten der Geschichtsforschung“. Das ist eine etwas bedenkliche Beweisführung; denn Das sind ja „Germanisten und Historiker“ und von denen weiß man doch längst, daß sie in der Vergangenheit immer Das sehen, was sie sehen wollen. Ihnen handelt es sich nicht um die Wahrheit, sondern immer um ganz etwas Anderes. Um was? Das hat jüngst einer von ihnen (Stieve) in dem Vortrag über die Aufgabe der Geschichtschreibung auf dem Historikertag mit großer Naivität selbst zugestanden. Er wiederholte da, die „Aufgabe der Geschichtschreibung“ sei, „die Ideale zu pflegen“. Das verträgt sich nun schlecht mit der Wahrheit. Denn Ideale

wechselfeln, sind fast Modesache. Jedes Jahrhundert hat seine Ideale; und wenn nun die Herren Historiker die jeweilig herrschenden Ideale „pflegen“ wollen, dann verdrehen sie die Wahrheit auf jeweilig veränderte Weise. Was haben denn die mittelalterlichen pfäffischen Chronisten gethan? Sie haben auch „Ideale gepflegt“, da sie allerhand gefalbte und gekrönte Räuber und Mörder wegen ihrer „Verdienste um die Verbreitung des wahren Glaubens“ (die sie durch Schenkungen an Kirchen und Klöster bekundeten) priesen. Damit haben die Chronisten ihre „Ideale gepflegt“. Die heutigen Historiker thun im Grunde das Selbe, wenn der Eine die ursprüngliche „germanische Gemeinfreiheit“ verherrlicht, der Andere das „germanische Institut der Genossenschaft“ preist, — Alles zum Zweck der „Pflege der Ideale“.

Oppenheimer stützt sich nun auf diese Historiker, insbesondere auf Gierke und Lamprecht. Dem Ersten betet er nach, daß es in Deutschland eine Zeit gab, wo auf der Grundlage eines „freien Genossenschaftslebens“ eine „reine Wirthschaft“ blühte und Alles wunderbar bestellt war: keine Noth, kein Elend, keine soziale Frage. Mir scheint, Oppenheimer hat da den „Ideale pflegenden“ Historikern zu viel Glauben geschenkt. Aber was nicht war, könnte ja einmal noch werden. Wenn Oppenheimer nur richtig die Ursache der „Krankheit“ aufgedeckt hätte, dann wäre es ja möglich, daß mit deren Beseitigung (z. B. durch eine staatliche, gut bezahlte Großgrundbesitz-Enteignung) auch die „Krankheit“ schwände. Ich habe aber noch ein anderes Bedenken. Das will ich hier meinen sehr geehrten jungen Freunden ganz vertraulich mittheilen, auf die Gefahr hin, daß sie mich einen alten pessimistischen Pöps schelten. Wer bürgt mir denn dafür, daß die heutige Gesellschaft wirklich „krank“ ist? Wohl ist Herr Oppenheimer Doktor der Medizin; aber sein Diplom befähigt ihn nur zu individueller Diagnose; seine soziale Diagnose braucht mir nicht zu imponiren. Dafür aber, daß die Menschheit krank sei, bringt er mir keine Beweise bei; und wenn er unter Berufung auf bekannte Historiker behauptet, „einst“ sei die Menschheit „gesund“ gewesen, so habe ich guten Grund, es erst recht nicht zu glauben, denn was diese Herren Historiker sagen, ist ja nur „Pflege der Ideale“, ist doch nicht Wahrheit. Meine Geschichtskennniß lehrt mich ganz andere Dinge. Eine „soziale Frage“ hat es immer gegeben. Nicht in der Landbaronie und Industriebaronie und Börsenbaronie liegt ihre Quelle. Sie liegt tiefer. Die „Dummen werden nicht alle“, sagt das Sprichwort. Aber auch die Schlawen nicht, können wir hinzufügen. In dieser Naturthatfache liegt die Quelle der sozialen Frage. Die verschiedenen Baronien sind nur die wechselnden Formen für die Erfolge der Schlawen. In Amerika heißen sie „Eisenbahnkönige“. Bei uns werden sie noch immer nach hergebrachter Weise baronisiert. Das Wesen der Sache ist die Ausbeutung der Nebenmenschen. Diese Kunst ist ein: ausschließlich menschliche

und es ist noch die Frage, ob sie austrottbar ist. Denn das bekannte Hausmittel der Sozialdemokratie, das unter Anderem gegen diese „Künstler“ empfohlen wird, nämlich „Volksaufklärung“, dürfte kaum wirksam sein. Es soll nämlich die Dummen klüger machen: was aber geschieht, wenn dann die Schlaunen noch schlauer werden? Das Verhältniß dürfte stets gleich bleiben. Die Ausbeutung der Massen ist ja nicht immer auf die selbe Weise vor sich gegangen. Einst trieb man sie mit Spieß und Keule zu Vaaren; dann verließ man dem Volke geraubten Grund und Boden gegen Entrichtung von Roboten; ungemessene Frohdienste wurden dann gnädig in „gemessene“ verwandelt u. s. w. Wie man bei vollkommener politischer Freiheit, ja sogar bei allgemeinem, direktem und geheimeim Wahlrecht die Masse kurz hält und ihr den Brotkorb immer höher hängt, Das erleben wir ja schauernd heutzutage.

Nun sagt Oppenheimer: Nur fort mit dem Großgrundeigenthum und freie Genossenschaften eingeführt! Dann kommt sie wieder, die goldene germanische genossenschaftliche Zeit. Man könnte ja allenfalls das Experiment wagen. Nur möchte ich die Herren Menschheitsdoctoren fragen: Glauben sie wirklich daß das Großgrundeigenthum die letzte Form der menschlichen Schlaueheit ist, die letzte Keußerung jener ewig menschlichen Kunst, sich auf Kosten seiner lieben Mitmenschen das eigene Leben angenehmer zu gestalten?

Man hat mir vielfach vorgeworfen, daß ich den Fortschritt leugne. Da hat man mir Unrecht gethan. Ich sehe den Fortschritt auf vielen Gebieten, z. B. in der Technik, auch in der sozialen, d. h. auf dem Gebiet eben jener menschlichen Kunst, die Nebenmenschen auszubeuten. Das Großgrundeigenthum ist ja heute ohnehin nicht mehr auf der Höhe der Situation. Heute treffen es ja die Industriearone, Börsebarone, Gründerbarone, Kohlenbarone, und wie sie sonst genannt werden, viel besser als die Junker. Nur ein Gebiet scheint mir an dem allgemeinen Fortschritt nicht theilzunehmen, nämlich das der Moral. Diesem Bedenken habe ich in meiner „Soziologie“ Ausdruck gegeben. Das können mir die Herren, die sich zu den „Jungen“ zählen, nicht verzeihen. Natürlich: denn all ihre Hoffnungen und Pläne sind gerade auf den Fortschritt der Moral gegründet. Ihnen soll ja gerade dieser Fortschritt zum Hebel des „Umsturzes“ dienen; denn ihr zukünftiger, moralisch vollkommener, aus der „ethischen Bewegung“ herauspräparirter höherer Menschentypus wird ja jedes Gesetz, jeden Staat, jede Polizei entbehren können. Jeder wird dann sein eigener Schutzmänn sein. Wenn sie nun in diesem Punkt Recht haben, wenn diese Voraussetzung sich erfüllt, dann kann allerdings die Abschaffung des Großgrundeigenthumes, in deren Folge auch die großindustrielle Ausbeutung fallen muß (denn dann laufen die Arbeiter nicht mehr dem Unternehmer nach, sondern er ihnen), jede soziale Frage aus der Welt schaffen. Angesichts dieser reizenden Möglichkeit will ich gern meine

Zweifel unterdrücken. Ich will es unterlassen, meine Befürchtung auszumalen, daß, nachdem es den Herren gelungen sein wird, die „kapitalistische Plusmacherei“ vom Erdboden zu vertilgen, nachdem sie das „Großgrund-eigenthum“ aufgehoben, die ganze Gesellschaft nach angeblich altgermanischem Muster in „freien Genossenschaften“ organisiert haben werden, wahrscheinlich in irgend einer bisher noch ungeahnten Gestalt ihnen jene ewig menschliche Kunst entgegentreten wird, die der innerste Rotor aller menschlichen Geschichte ist. Es hätte ja keinen Zweck, mit solchen selbstquälerischen Befürchtungen das frische, fröhliche Streben der Jüngeren lähmen zu wollen. Mögen sie also nur die nächstliegende Quelle des Uebels beseitigen. Das kann ja nicht schaden; vielleicht nützt es sogar.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.



In der Kunstausstellung.

Was die Börsenberichte für den Kaufmann, Das sind die Kunstausstellungen für den Künstler: sie sollen ihm mittheilen, wie die Aktien stehen. Einen anderen Werth haben unsere Ausstellungen schon lange nicht mehr. Das Publikum würde sich eben so gut oder besser anderswo amüsiren. Die Kunstkenner kommen bei den kleinen Privatausstellungen weit mehr auf ihre Kosten. Die paar Verkäufe sind auch nicht der Rede werth: wenn unsere Künstler davon leben sollten, sie müßten fast allesammt verhungern. Aber was ihnen wichtig erscheint, Das ist: zu wissen, was los ist, woher der Wind kommt, wie der Kurs läuft. Darüber genau und zuverlässig unterrichtet zu werden, verlangen sie — und mit ihnen Alle, die an der Kunst ein lebendiges inneres Interesse nehmen — von unseren allsommerlichen Ausstellungen. Genügt nun, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die diesjährige berliner Ausstellung den zu stellenden Ansprüchen? Die Antwort lautet: Noch nicht einmal den allerbescheidensten! Sie ist wie von Blinden und Tauben zusammengestellt und wie von Indianern inszenirt. Nirgends spürt man, daß die Ausstellungsleiter von Dem, was unsere Zeit bewegt, was sie zu erfahren wünscht, auch nur die leiseste Ahnung haben. Ein Reichstagswahlergebniß kann nicht willkürlicher sein: überall entscheidet der blinde Höddur, der Zufall. Man fragt sich vergeblich: wie ist Das möglich? Sind die leitenden Leute in Berlin wirklich so beschränkt, daß sie gar nicht wissen, worauf es ankommt? Oder gehen sie mit einiger Absicht darauf aus, die Menge hinter's Licht zu führen? Haben sie vielleicht ein Interesse daran, daß man in Berlin nicht wisse, wie die allgemeine Weltlage der modernen Kunst sei? Glauben Sie, durch den verwirrenden Eindruck, den diese Zufallsausstellung hervorrufen

muß, die konzentrierte Wucht eines zu befürchtenden Angriffes zu brechen? Scheut man so sehr das Erwachen des künstlerischen Gewissens und will nun einkullern, einkullern, einkullern?

Ich weiß nicht, ob die Herren da oben so raffiniert sind. Vielleicht sind sie nur so naiv. Vermuthlich aber Beides, in anmuthiger Mischung. Sie möchten gern das bedrohte Vaterland retten und darum den Leuten ein Bißchen Sand in die Augen streuen; zugleich aber streuen sie auch sich selber Sand in die Augen, recht viel Sand sogar, mit vollen Händen, damit sie in ihrem friedlichen Behagen nicht gestört werden und die von allen Seiten anrückenden Eroberertruppen nicht zu sehen brauchen. Sie denken: wenn wir blind sind, so sind die Anderen es auch! Mit dem „Denken“ halten sie es überhaupt. Das thun sie weit lieber als sehen. Und ganz besonders, wenn sie malen. Dann denken sie zum Beispiel: Zwei und Zwei macht Vier, Äpfel sind keine Birnen, und Dergleichen. Oder sie denken: Ein Tisch hat vier Beine; wie schändlich, nur drei zu malen! Epauletten sind blank; wie schändlich, sie nicht blitzen zu lassen! Echte brüsseler Spitzen kosten zweitausend Thaler; wie schändlich, auf einem Bilbe das Geringste davon zu unterschlagen! Ferner denken sie: Ha, das edle deutsche Volk! O, die schönen Thiergartenvillen! Pah, die gräßlichen Sozialdemokraten! . . . Vor Allem aber denken sie immer wieder, daß zweimal Zwei Bier giebt: auf diesem unerschütterlichen Fundamentalsatz erhebt sich das ganze stolze Gebäude ihrer Aesthetik. Wer diesen Satz so recht von Grund aus begriffen hat und unentwegt darauf schwört, Der hat stets die Vernunft auf seiner Seite und kann die Anderen getrost ihren Hirngespinnsten überlassen. Mit der Vernunft kann man überhaupt Alles machen, folglich auch Kunst. Das hat bereits Nicolai gepredigt, — und an der Spree haben sieß nicht vergessen. Mit der Vernunft kann man sehen, selbst wenn man keine Augen hat; mit der Vernunft kann man Farben reiben und die Nasen beschwören; mit der Vernunft kann man überhaupt hören. Und es war sehr vernünftig, in aller Bornirtheit verflucht geseheit, die diesjährige Kunstausstellung gerade so zu machen und nicht anders. So ist sie vollkommen wirkungslos und richtet gewiß keinen Schaden an. Natürlich auch keinen Nutzen.

Die befolgte Praktik war höchst einfach. Man zeigte, daß man weitherzig sei, und ließ nach Möglichkeit Alles zu. Folglich durfte man auch das Gute nicht völlig ausschließen, da Das ja partiellisch ausgesehen hätte. So sorgte man wenigstens dafür, daß es möglichst von außerhalb kam — ein Bißchen münchener Sezession, ein belgischer Bildhauer —, daß aber die einheimische Kunstrepräsentation von diesem Gift möglichst freigehalten erschien. Wo es aber das Unglück wollte, daß ziemlich viel Gutes auf einmal kam, auch da wußte man sich zu helfen. Man sprengte die Sachen so aus-

einander, daß sie unmöglich zu gesammelter Wirkung kommen konnten. So hat man mit den worpsweder Malern gemacht, den interessantesten Landschaftlern, die jetzt die deutsche Kunst besitzt. Man hätte mit ihren Bildern und Radirungen ganz gut ein kleineres Zimmer anfüllen können und damit einen einheitlichen Eindruck erzielt. Statt Dessen warf man sie wie Sandkörner blind durch die ganze Ausstellung, wo sie Einen dann zuweilen melancholisch und hilflos aus der Nachbarschaft fürchterlicher Vettern anblicken. Und mit einzelnen Künstlern, die etwas Hervorragendes leisten, machte man es nicht besser. So hat Berlin jetzt einen tiefen und feinen Portraitisten, Reinhold Lepsius. Seine drei Bilder, die sich in wundervollster Weise zu einer Einheit zusammenschließen und dem Beschauer eine Ahnung vom Gesamtbild des Künstlers zu geben vermöchten — wenn er sie eben bei einander erschaute —, sind mit einer Art Anallekt auseinandergerissen. So ist also erstens durch die Auswahl der Kunstwerke und zweitens durch die Art ihrer Anordnung mit Weisheit verhütet worden, daß die berliner Kunstgemeinde über die wahrhaft bedeutenden Vorgänge in der Entwicklung der Kunst unserer Zeit unterrichtet werde. Es ist peinlichst vermieden worden, der Ausstellung irgend welche Signatur zu geben, und der naive Beschauer wird daraus schließen, daß diese Signatur dem künstlerischen Schaffen heute eben fehlt. Er wird sich allenfalls sagen, daß es noch immer einige Leute giebt, die durchaus auffallen wollen und es deshalb darauf anlegen, „modern“ zu malen, daß aber der weitaus größere Theil der lebenden Künstler zu gesunder Vernunft zurückgekommen ist und so malt, wie das zahlungsfähige Publikum es wünscht. Folglich, sagt das Publikum, haben wir keinen Anlaß, uns in die Mühseligkeiten und Unkosten einer Geschmacksveränderung zu stürzen, wir bleiben ruhig bei den alten Krippen und bestrenommierten Firmen, den Herren . . . Doch ich will höflich sein und Namen hier verschweigen; es kennt sie ohnehin Jeder.

Die Künstler aber und Kunstfreunde stehen vor der traurigen Thatsache, durch diese Ausstellung nichts lernen zu können. Wenn aber unsere Kunstausstellungen darauf verzichten, der künstlerischen Entwicklung zu dienen, dann haben sie überhaupt jede Existenzberechtigung verloren. Wenn sie nicht mehr die produktive Bewegung unserer Zeit widerspiegeln wollen, dann sind sie ein anspruchsvoller Jahrmart, an dem man gleichgiltig vorübergeht. Was heute zu leisten möglich ist, wurde bereits wiederholt (zumal in den münchener Ausstellung:n) gezeigt und sogar in Berlin schon mit Erfolg versucht. Erst im vorigen Jahr aber hat uns das nahe Dresden gelehrt, was mit verhältnißmäßig recht bescheidenen Mitteln Alles zu erreichen ist. Die vorjährige dresdener Kunstausstellung, die nur wenig über 1300 Nummern umfaßte, war mit einer Umsicht organisiert und mit einem Geschmack durchgeführt, daß

sie unbedingt vorbildlich werden mußte. In Berlin hat man vorgezogen, seine „Eigenart“ zu wahren, d. h. in der alten Unordnung und Geschmacklosigkeit fortzuvegetiren, ja, sie systematisch noch zu vergrößern.

Das Prinzip, möglichst buntscheckige und abwechselungsreiche Säle herzustellen, ist vor Allem von Grund aus zu verwerfen; es muß eine Ausstellung für Studienzwecke und für tiefere Genusszwecke völlig unbrauchbar machen. Die einzig gesunde Anordnungsweise ist die, nach Möglichkeit das Gleichartige zusammenzustellen. Wie interessant wäre es, in ein paar Sälen die wichtigsten und charakteristischsten Portraits, in anderen die Landschaften beisammen zu sehen! Ich meine natürlich: ohne Pedanterie. Einige Kleinigkeiten anderer Art müßten gefällig dazwischen gestreut sein, damit das Auge sich ausruhen kann. Vor Allem müßten aber die Werke des selben Künstlers stets der Vergleichung nahegerückt bleiben, damit sich das Publikum daran gewöhnt, nicht nur das einzelne Werk, sondern auch den ganzen Menschen zu beurtheilen und in sich aufzunehmen. Es sind durchaus nicht immer Sonderausstellungen, wie sie ja zum Glück seit einigen Jahren eingegliedert werden, nöthig. Unter Umständen, wie etwa im Falle Lepsius, genügen drei, vier Werke, die, zu den Werken anderer Meister sinnvoll kontrastirt, eine dreifach verstärkte Sprache reden werden. Ueberhaupt muß es das Ziel der Anordnung sein, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen, d. h. sowohl Charaktere wie Bewegungen stark hervortreten zu lassen. Man besürchte doch nicht, dadurch in Eintönigkeit zu verfallen. Es würde sich im Gegentheil eine Fülle intimer und pikanter Kontraste darbieten, für die unser Auge zur Zeit noch unempfindlich ist, weil sie ihm nicht zum Bewußtsein gebracht werden.

Der zweite Punkt, auf den das Augenmerk zu richten wäre, ist: der Gesamtausstellung einen festen künstlerischen Charakter zu verleihen, überall das Gefühl einer verfeinerten Behaglichkeit zu erwecken und das Auge, statt es durch magazinartige Anhäufungen abzuschrecken, durch gefällige Anordnung zu fesseln und anzulocken. Eine „Große Kunstausstellung“ sollte von Rechts wegen stets eine hohe Schule des Geschmacks sein und sich die ästhetische Erziehung der Menge zum Ziel setzen. Gerade auf diesem Gebiet hatte Dresden so ungemein Dankenswerthes geleistet. Man verweilte gern in diesen Räumen und Sälen, weil man sich sofort angeheimelt fühlte. Alles Kalte, Bureaukratische war vermieden: der Kunstsinne verlangt eben Wärme und freie Beweglichkeit. Sehr wichtig ist, um dieses Ziel zu erreichen, die Betheiligung des Kunstgewerbes, das auf unserer Ausstellung so spärlich vertreten ist. In Dresden wandelte man durch eine Flucht apart eingerichteter Zimmer, in denen das Zusammenwirken moderner Möbel, Stoffe, Glasfenster u. s. w. mit modernen Bildern und Skulpturen auf praktische und gefällige Weise durchgeführt wurde. Und auch die anderen Säle, in denen Gemälde und Vasiken

vorherrschten, waren einladend und auf einen harmonisch wohlthuenden Ton gestimmt. In Berlin macht die Gesamtanlage des moabiter Palastes die Erreichung solcher intimen Wirkungen schwierig, aber doch nicht unmöglich. Das Liebermann-Zimmer der vorjährigen Ausstellung hat bewiesen, was auch unter den hier geltenden Ortsverhältnissen erreichbar und möglich ist.

Muß also die Ausstellung in ihrer Gesamtheit für völlig verfehlt erklärt werden — sie ist wohl die verfehlteste des letzten Jahrzehntes —, so soll uns Das doch die Laune nicht verderben, das wenige Gute aus der Streu der Minderwerthigkeiten und Unmöglichkeiten geduldig herauszulesen.

In einem Saal der Sezession steht eine kleine Bronzefigur, „Adam“ von August Hudler. Sie ist nicht besonders gut aufgestellt, denn sie empfängt nicht das Licht, dessen sie bedarf. Man muß sich ein Wenig biegen und recken, um Alles genau an ihr wahrnehmen zu können. Aber wer sich die kleine Mühe giebt, sie liebevoll zu studiren, wird sich belohnt sehen. Das ist nicht der grobe Erdenkloß Adam, in dessen ungefügen Lenden ein ganzes künftiges Menschengeschlecht schlummert, — wie er sonst wohl mit Vorliebe dargestellt wird. Dieser Adam hat überhaupt nichts Stammväterliches. Er ist ein Knabe, kaum zum Jüngling erwacht, von schlanken, zarten Formen, ein unbeschreiblicher Schmelz von herbem Liebreiz ist über ihn ausgegossen. Er ist der noch unberührte „erste“ Mensch, mit all seiner Keuschheit und all seinem Staunen. Ein winziges Blümlein hat er sich gepflückt, hält's mit den Fingern der einen Hand und öffnet vorsichtig mit der andern den Kelch und lauscht hinein. Was birgt wohl dieser Kelch an Zukünftigem? Welche Schicksale liegen in dieser kleinen Blume verborgen? Solch feine, pochende Wißbegier bewegt die Figur dieses selbst kaum der Knospe entstiegene Menschenkindes. Das unschuldvolle, liebliche Gesicht ist ganz zitternde, ernste Frage. Man glaubt, die Lippen und Nasenflügel vibriren zu sehen; die Augen senken sich tief in das uneröffnete Geheimniß. So wird uns dieser Knabe Adam zum Symbol der stets wieder von Neuem aus ersten Anfängen sich emporringenden Menschheit mit ihrem ewigen Forschen und ewigen Fragen und mit ihrem immer jungen Hoffen und Sehnen . . .

Und ein anderer Menschheitrepräsentant ist nicht weit von diesem Adam entfernt. In einer tiefen marmornen Nische schlummert ein durchfurchtes gigantisches Antlitz. Die Augen sind eingedrückt, doch nicht schmerzvoll, nicht verzichtend. Aller Schmerz und alles Verzichten und alles Wissen haben für diesen Menschen jegliche Erden schwere verloren. Als tiefe, gewaltige Visionen leben sie nur noch in ihm. Und Schmerz wird Freude, Verzichten Triumph und Wissen Unschuld. Was sind sie Anderes als ein Traum der Menschheit? Was sind sie Anderes als das Sehnen dieser Erde, „die tönend durch das Weltall freist“? Und diesen Weltall-Tönen, die Alles verschlingen und

Alles wieder offenbaren, in deren ewigem Vergehen ein ewiges Werden singt, lauscht das in ernster Verzückung vornüber geneigte Haupt dieses schlummernden Greises, — lauscht in der engen Umrahmung der tiefen Nische, über die das unbändige Gelock seiner Haare brünstig hinausgüngelt. Es ist ein Beethoven-Kopf — brauche ich es noch zu sagen? — und der münchener Bildhauer Josef Hofmann ist der glückliche Künstler, dem dieses bedeutende Werk gelang. Wie Hudlers Adam am Anfang, so steht dieser Beethoven gleichsam am Ende der ringenden Menschheit, dort, wo sie sich bereits mit der Gottheit vermählt. Und wenn der Knabe Adam tief hineinzublicken vermag in den Reich der Zukunftblume, dann muß es das Antlitz solch eines Beethoven sein, das ihm auf dem tiefsten Grunde in verschwommenen Umriffen entgegenblinzt . . .

Aber zwischen Adam und Beethoven liegt etwas Anderes: da liegt der Kampf, die Arbeit und die Ermüdung, da liegt ein unaufhörliches Aufbauen prangender Paläste, die unaufhörlich von Anderen bewohnt werden. Dieses in seiner Unbarmherzigkeit erhabene Schicksalsbild hat der belgische Bildhauer van der Stappen in einem gewaltigen Werk, „Die Erbauer der Städte“, uns gezeigt. Zwei Arbeiter, stiernackige, robuste Gestalten, sind, von ihrem Tagewerk ermüdet, zusammengesunken, ihre Glieder haben sich gelöst. Der Eine sitzt auf einer kleinen Erderhöhung, seine Hände hängen herab, der Kopf nickt hernieder. Der Andere liegt, lang ausgestreckt, platt auf dem Bauch, das Gesicht auf den nackten, schnigen Armen. Ein tiefes, ein thierisches Schlafen. Ein Schlaf, wie ihn nur die völlige physische Erschöpfung spendet und fordert. Und man sieht das Leben der Beiden: Arbeiten bis zum Umfallen in schlaftrunkener Ermattung, Erwachen vom Schlaf und abermaliges Arbeiten. Sie sind die Erbauer der Städte: ihre Bewohner sind sie nicht. Das Werk wäre ein Tendenzwerk, wenn man berechtigt wäre, es lediglich realistisch zu fassen. Aber die große und mächtige Formenbehandlung, die sich nicht bei Einzelheiten und Kleinigkeiten aufhält, die gleichsam einen hüllenden Schleier über das lediglich Individuelle deckt, zwingt zu einer weiteren Deutung. Das sind nicht beliebige Arbeiter mehr, es sind überhaupt nicht „Arbeiter“ in irgend einer sachlichen Beziehung, es sind Repräsentanten der menschlichen Arbeit an sich, jener biblischen siebenzig Jahre voll Mühe und Arbeit, nach denen das Sterben süß und leicht ist.

Van der Stappen ist bei uns mit etwa dreißig Werken erschienen, die in zwei Kabinetten aufgestellt sind. Es liegt nah, ihn mit Meunier zu vergleichen. Meunier ist, wie mir scheint, der Konzentrierte, aber van der Stappen ist der Reichere, Universellere. Auch ist Meunier der Leidenschaftlichere, gleichsam ganz angefüllt von einer heiligen Mission, die wie eine Erleuchtung über ihn kam. Van der Stappen, obwohl gewiß nicht arm

an innerem Erleben, ist doch kühler, vorsichtiger, verschlossener. Sich an eine einzige Idee zu verschrenken, liegt ihm sicher ganz fern. Die Ideen betrachtet er gewissermaßen als sein Eigenthum, als seinen Raub sozusagen: er läßt es sich nicht nehmen, frei damit zu schalten. Denn über der Idee mit ihrem Zwang steht ihm der ungebundene, bewegliche Künstler, steht ihm der Bildhauer, der ganz von Problemen des innersten Handwerkes Erfüllte, der unaufhörlich darüber grübelt, wie er für seine Kunst neue, gesteigerte Ausdrucksmittel schaffen kann. Mag van der Stappen seinen Rivalen Meunier im Rein-Persönlichen nicht erreichen, ja, sich unter Umständen hier bereitwillig von ihm führen lassen, so übertrifft er ihn doch noch durch seine bildhauerische Behandlung, die er, wie Rodin, dem Ausdruck des Malerischen anzunähern versteht. Ich meine nicht etwa eine Verwechslung des Malerischen mit dem Plastischen, gleichsam ein Rivalisiren zwischen Farbe und Form. Ich meine nur, daß gewisse Wirkungen, die die Malerei ihrer Beschaffenheit nach zuerst erschlossen hat, von der Plastik mit deren eigenen Mitteln übernommen wurden. Unter diesen Wirkungen verstehe ich aber nichts Anderes als jene den „Erbauern der Städte“ nachgerühmte leicht verschleierte Steigerung der Formen ins Große und dadurch ins Symbolisch-Bedeutende: also die Verstärkung des Stimmungsgehaltes, des Intensiv-Poetischen. Wenn sich so scheinbar die verschiedenen Künste berühren, so bedurfte doch jede ihres besonderen Weges, um zu diesem Berührungspunkt zu gelangen. Van der Stappen aber ist Einer der Ersten und Bewußtesten, die diesen die Bildhauerei hoch hinaufführenden Weg mit Erfolg beschritten haben.

Es ist mir ein Hochgenuß, hier mit so starken Accenten von der modernen Plastik zu sprechen. Denn ich habe für diese Kunst eine große Liebe und stehe ihr mit hohen Erwartungen gegenüber. Ich thue es um so freudiger, als es heute immer noch Leute giebt, die davon faszeln, daß die Plastik unserem „modernen Empfinden“ ferner stehe als die Malerei, und als ja das große Publikum notorisch von der Plastik weit weniger Notiz nimmt als von bunten Oelgemälden. Vor Allem glaube ich, daß die Plastik in unseren Wohnräumen noch eine wahre Auferstehung erleben wird; und zwar nicht nur mit kleinen Figürchen und in eng-decorativer Beziehung, sondern als große, reine, fühlende Kunst, mit Werken, die ihrem innersten Lebensimpuls entstammen. Zweifelt doch Niemand daran, daß etwa ein bunt bemaltes altes Heiligenbild ein wundervoller Zimmerschmuck ist; warum sollte es nicht auch Hublers Adam sein können oder van der Stappens „Geheimnißvolle Sphinx“, das Wunderwerk in Elfenbein und Silber? Und wie würde ich mich freuen, wenn es Hofmanns Beethoven-Nische gelänge, die landläufigen Büsten aus unseren Musikzimmern zu vertreiben!

Von berliner Bildhauern treten diesmal durch umfangliche Samm-

lungen Max Kruse und der kürzlich verstorbene Nikolaus Geiger hervor. Von Geiger müßte ich nicht mehr zu sagen als: er hat sein Lebenswerk als ein rechtschaffener Mann vollbracht. Anständiger Durchschnitt, der gelegentlich leider einem plump-falschen Pathos verfiel. Max Kruse schätze ich höher ein. Er versucht Neues. Das Neue ist nicht immer glücklich, manchmal sogar, z. B. wenn er den Marmor als Transparent behandelt (Schweigtuch der Heiligen Veronika, Kinderrelief), von schlimmer Barbarei. Aber wie er schon mit dem „Siegesboten von Marathon“ zeigte, daß er Etwas wollte und wußte, was er wollte, so sehen wir ihn auch in seinen späteren Werken mit sich zu Rath gehen, um aus dem Konventionalismus unserer Tage herauszukommen. Diesmal beanspruchten seine Holzbüsten ein besonderes Interesse. Weitans die intimste und beste ist die von des Künstlers Mutter. Da ist restlos erreicht, was erstrebt wurde. Wir sehen einen Menschen bis in seine feinsten Seelenfalten. Dann drei berühmte Männer: Max Liebermann, Walter Leistikow und Gerhart Hauptmann. Technisch sind alle Drei sehr interessant, mit minutiösem Fleiß gearbeitet. Als individuelles Portraitwerk aber halte ich nur die Liebermann-Büste für gelungen, während mir der Hauptmann total unverständlich ist. Ueberhaupt ist noch nie ein gutes Hauptmann-Portrait geschaffen worden. Dieser Kopf muß unseren Künstlern Schweres zu rathen aufgeben. Er führt ihre Phantasie und ihre Absichten auf Irrwege. Ich glaube, sie tragen zu viel Voreingenommenheit, ja direkte Befangenheit hinein, statt schlicht auf die Natur zu hören. Sie wollen aus Hauptmann einen mysteriösen Geistesriesen konstruiren, der er nicht ist. Aber er ist ein stiller, in sich zurückgezogener schaffender Künstler, „inwendig voller Figur“. Kruse will uns gar einreden, daß Hauptmann ein welkenferner Seher sei; er legt in seine Augen einen apokalyptischen Glanz. Auch ist der Kopf wie in ekstatischer Startheit nach vorn geschoben. Lauter fremde und falsche Züge, die uns das Original, statt näher, nur ferner rücken.

Soll ich nun auch von den Bildern noch Etwas sagen? Es sind ihrer genug da, ganze 1137 Stück. Mügen darunter etwa tausend schlechte sein, so sind doch immerhin ein bis zwei Duzend da, die man mit Vortheil betrachtet; der Rest ist theils, wie Geiger, anständiger Durchschnitt, theils, wie besonders Franz Studt, talentvolle, aber seelenlose Routine. Etwa Dill, Strobens, Oppler, Benno Becker, Hummel, Keller-Keutlinger wären von den Sezessionisten zu nennen; von sonstigen Münchenern der querköpfige Corinsh und der noch querköpfigere Strathmann. Dann die Worpöweder: Madensen, Doerbed, Vogeler, Hans am Ende, wichtige Naturen, von einer gewissen niedersächsischen Schwere, aber in ihrer Art den schottischen Landschaftern kongenial. Der Karlsruher Richard von Volkmann mit einer ganzen Kollektion, leider ausschließlich Selbstbildern, die, trotz aller Stachtheit und Unmittelbarkeit,

doch die Zartheit und duftige Frische seiner Lithographien nicht erreichen. Der Düsseldorfser Julius Bergmann mit einem groß angeschauten Leber-
schwemmungsbild. Und wie hineinverirrt einige Ausländer: Braungwyn, der mit seinen bunt flimmernden und doch streng zusammengehaltenen Farben die Wirkung persischer Teppiche erreicht; Fowler, ein Sommernachtspoet, wie ihn zarter, elfenhafter und spukhafter ein Shakespeare sich nicht hätte träumen können; Herkomer, wiewohl er mit seinem General Booth sich nicht allzu weit vom Koner-
Durchschnitt entfernt. Endlich noch ein höchst absonderliches Gewächs, Ferdinand Hodler aus Genf, der ein grelles, vieldeutiges, grausam klares und doch wieder wie Abdruck dunkles Bild „Die Nacht“ ausgestellt hat: einsam oder paarweise schlafende Menschen, in der Mitte Einer, der entsetzt emporfährt und die gefaltete Hand wider eine schwarz vermunimte Gestalt aufstreckt, die sich wie ein gespenstischer Kasgeier auf ihn gesetzt hat.

Und Berlin? Zunächst könnte man wohl festsetzen, was und wer Alles nicht da ist. Aber tapfer will ich bekennen, daß uns einige Unbekannte Freude gemacht haben: so ein paar Landschaften von Karl Feyhert, ein Portrait von Kurt Stoeving und ein sehr intensiv und charakteristisch aufgefaßtes soziales Bild von Jens Birckholm, „In der Wärmehalle“. Dann aber nenne ich nochmals Reinhold Lepsius, dessen drei Portraits mich das Werthvollste dünken, was Berlin diesmal beige-steuert hat. Da ist besonders eins, vor dem ich viel gestanden habe und zu dem es mich stets wieder hinzieht: solch eine eigen-tiefe Beruhigung geht davon aus. Eine junge Dame (keine ganz junge) sitzt schlicht da und hat die Hände im Schooß zusammengelegt. Sie blickt gradeaus. Ein sanftes, sympathisches Gesicht. Leise nachdenklich. Unmerkbar träumend. Schräg zu ihren Häupten eine kleine bronzene Figur, stark patiniert, die wohl ihrer besondere innige Beziehung hat. Ein silbergrauer Ton über dem Ganzen, hier und da ein bescheidenes Aufblimmern. Vor Allem aber dieses harmonisch in sich Befäßtigte, dieser Hauch von niedergekämpften Lebenslürmen, Etwas, das wie stille pythische Weisheit herüberweht. . . Wir denken zurück an die drei Menschheitstypen, die uns schon früher entgegentraten: der in Träumen sich Sehrende, der in Fesseln Arbeitende, der in geheimnigtiefem Lauschen Berklärte. Das sind gleichsam die drei Lebensalter des Mannes. Hier aber tritt uns nun als vierter Menschheitstypus das Weib entgegen, mit der besten und tiefsten seiner Gaben: der ruhigen, heiteren, still-versöhnten Gelassenheit, gleichsam harrend des Mannes, der bei ihr den Frieden sucht. Es ist die Religion des Frauenherzens, die in diesem Bildniß von Lepsius pocht.

Ich muß Verzeihung dafür erbitten, daß ich manchmal hier philosophirte. Aber ist es denn so falsch, sich von guten Kunstwerken zu innerer Einkehr führen zu lassen?

Franz Servaes.

Die soziale Frage im Mittelalter.*)

Neben den privilegierten Arbeitern, die im Mittelalter die Hilfskräfte der Zünfte darstellten, gab es noch eine städtische Arbeiterschicht, die gerade durch die jenen gewährte Ausnahmestellung in eine schlimme Lage gedrängt wurde. Der einzige Schatz eines heillosen Mannes ist, nach dem richtigen Ausspruch Adams Smith, seine Arbeitskraft, — und nun schränkten die Gewerbegefetze bei jener untersten Schicht die Möglichkeit ihrer Verwendung sehr ein, da überall die zünftige Produktion besonders beschirmt, ja unter Umständen die einzige gesetzlich gestattete war. So bildete sich die Anomalie, daß Leute in aller Heimlichkeit ihre Arbeit, z. B. die Verfertigung von Schuhen, verrichten mußten und, wenn sie dabei ertappt worden waren, in den Thurm geworfen oder wohl gar noch mit Ruthen gestrichen wurden. Daß aber diese niederste Bevölkerungsschicht der Städte im Lauf des Mittelalters an Zahl immer mehr zunahm, dafür sorgten mehrere Momente. Erstens gab es eine Menge theils un- disziplinierter, theils arbeitscheuer oder leichtsinniger oder nervös belasteter (psychopathologisch minderwerthiger) Elemente, die es in der harten Schule und unter den strengen Regeln des Zunftwesens nicht aushielten; sie All gingen über Bord und sanken dann sofort in das städtische Proletariat hinab. Dazu kamen dann alle Personen, die vom Lande her einwanderten: proletarisirte Bauern oder sonst überschüssige Landbewohner, die in früheren Zeiten wohl in den Zünften Ausnahme gefunden hätten, die man jetzt aber, wo die Zünfte von Jahr zu Jahr exklusiver wurden, zurückwies. Eben so ging es einem Theil der überschüssigen Stadtbevölkerung, der auch in den Zünften kein Unterkommen mehr fand, und endlich allen unehelich Geborenen und überhaupt den Nachkommen aller Personen, die nach den verschrobenen Begriffen der mittelalterlichen Standesehre „uneheliche Leute“ waren. Nun gab es für diese Leute natürlich vielerlei Erwerbögelegenheit in den Städten: theils widmeten sie sich der in diesen wie in der nächsten Umgegend üblichen landwirtschaftlichen Thätigkeit (als Gärtner, Häcker, Winzer und Waidbauer), theils dienten die freien Tagelöhner zur Bewältigung der öffentlichen und privaten Aufgaben, die sich das entwickelte Stadt- und Gewerbeleben jener Zeit ganz von selbst stellen mußte. „Die vielen Markthelfer, die städtischen Maut-, Wage- und Meßbeamten waren den freien Lohnarbeitern entnommen; und die blühend entwickelte Handerei wie das Saumthierwesen des Großhandels, endlich die volle Kriegsbereitschaft der Stadt waren ohne sie undenkbar“ (Karl Lamprecht). Geling es aber diesen Proletariern nicht, auf die eben geschilderte Weis: Brot und Thätigkeit zu finden, so standen sie ohne jeden schützenden Anhalt da, ja

*) S. „Zukunft“ vom 9. Juli 1898: „Sozialpolitik im Mittelalter.“

sie waren (wegen der zünftigen Privilegien) ohne die Möglichkeit, sich anderswo gewerblich zu bethätigen. So wurden diese deklassirten Elemente dann meist Landstreicher und versingen sich in den Naschen der mit solcherlei Volk wenig Federlesen machenden Gesetzgebung. Diese kannte, wegen der mangelhaften volkswirtschaftlichen Einsicht der Zeit, im Wesentlichen nur den Unterschied zwischen arbeitsfähigen und kranken Bettlern und bestrafte die ersten, einerlei, welche Gründe ihre Armuth hatte, mit Gefängniß, Pranger und Auspeitschung.

Trotzdem nun die Noth und das Vagabundenthum zeitweise große Dimensionen annahmen und zu vielen Verbrechen und Tausenden von Hinrichtungen oft während eines einzigen Jahres führten, konnte doch daraus für die mittelalterliche Gesellschaft keine Gefahr entstehen, die sie in ihrer Lebenswurzel bedrohte. Denn durch die Sicherung der Existenz des zünftigen Mittelstandes und der zugehörigen Arbeitermassen war ein festes, unerschütterliches Fundament geschaffen, — und zu dessen völliger Sicherstellung gegen alle Angriffe deklassirter Elemente diente die Lebensanschauung der Zeit, die Einfalt des mittelalterlichen Denkens, die alles Bettelvolk unterschiedlos in einen Topf warf, und die rücksichtslose und naive Brutalität der Mittel, mit der man Alles, was nicht seinen regelmäßigen Erwerb hatte, wegstieß. Gegenüber den „gefährlichen Klassen“ der Gesellschaft war das von einem Glauben, einer Lebensanschauung und einem Interesse besetzte Bürgerthum thatsächlich eine reaktionäre Masse, die von all ihren Machtmitteln gutgläubig und ohne Phrasen vollen Gebrauch machte. Von jener Seite war daher damals keine dauernde Gefährdung, kein „Umsturz“ zu beforgen. Thatsächlich haben sich unter dem südtürkischen Proletariat und den Deklassirten aller Art auch nur schwächere Anfänge einer Organisation gezeigt, dauernd sind sie nie in Gegensatz zu der bestehenden Ordnung getreten. Doch war hier der Haß gegen den Reichthum immer latent, die Bier nach fremdem Gut leicht regt. Wenn Peter Suchenwirt am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts sang:

„Den reichen sind die kassen vol
den armen sind si laere:
dem povel wirt der magen hol
das ist ein grozzew swaere,“

so fand solche Meinung lauten Wiederhall bei jenen Elementen, die daraus gern die Konsequenz zogen, die in einem zu Würzburg oft citirten Vers so ausgedrückt wurde:

„Der plassen unde juden gut,
das macht uns all ein freien mut.“

Und im selben Sinn hieß es dort gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts:

„Wir wollen Gott im Himmel klagen,
Kyrie eleison,
Dahß wir die Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen:
Kyrie eleison.“

Aber das Resultat dieser beutelüfternen Stimmung des niedersten Proletariates waren nur einige gegen den Reichthum des Klerus und die verhaßte Judenschaft gerichtete soziale Explosionen. Der Historiker kommt nach Alledem zu dem Schluß, daß das Problem der Armuth, das auf der mittelalterlichen Gesellschaft — wie bisher noch auf jeder civilisirten Wirthschaftsverfassung — gleich einer atra cura lastete, keineswegs zu stetigen Gefahren für das Gemeinwesen, zu dauernder Konspiration der Enterbten oder zur allgemeinen Verbreitung kommunistischer Ideale geführt hat.

Von noch größerer Bedeutung als die städtische Arbeiterfrage war für die mittelalterliche Gesellschaft die Entwicklung der sozialen Gegensätze auf dem Lande. Hier herrschte damals die Naturalwirthschaft, die Produktion für den Selbstgebrauch, vor; theils verfertigte der Bauer die wenigen ihm nöthigen gewerblichen Produkte schlecht und recht selbst, theils hatte jeder größere Grundherr auf seinem Gebiet Handwerker sitzen, die ihm mit den Produkten von ihrer Hände Arbeit zinsen mußten, wovon eine berühmte Schilderung in Lassalles Bastiat-Schulze vorliegt, — und so gelangten nur gewisse Ueberschüsse der ländlichen Wirthschaft zum Austausch und Verkauf. Das ganze Mittelalter hindurch herrschte nun zwischen den Grundherren und den ihnen frohnpflichtigen Bauern und sonstigen kleinen Landwirthten ein ununterbrochener, bald offener, bald versteckter wirtschaftlicher Kampf: das Ziel der Grundherren war, alle bäuerlichen Wirthte zu Hörigen herabzudrücken, ihre Frohnden und Zinsen immer mehr zu vergrößern, das der Dorfgemeinde gehörige Wald- und Weideland zur Arrondirung des Herrenlandes zu benutzen, während die Bauern natürlich ihre vollste Unabhängigkeit, die persönliche sowohl wie die Freiheit von Bodenzinsen und Frohnarbeit, anstreben mußten. Bis etwa ums Jahr 1300 widersteht in Deutschland der Bauernstand kraftvoll allen Versuchen, ihn niederzuhalten, ja, es scheint ihm sogar gelungen zu sein, seine Stellung merklich zu verbessern: der leichte Abfluß der überschüssigen bäuerlichen Bevölkerung der deutschen Stammlande in die Kolonisationsgebiete (östlich der Elbe) und in die Städte diente wesentlich dazu, die Lage des zurückbleibenden Theiles zu heben. „Unter der Einwirkung der fast modernen Regierungweise des staufischen Herrschergeschlechtes, den mancherlei sozialen Vergünstigungen im Gefolge der Kreuzzüge und der beständigen Erweiterung des Nahrungsspielraumes des Volkes durch die Kolonisation schwindet allenthalben Hörigkeit und wirtschaftliche Noth“ (Theo Sommerlad). Aber mit dem vierzehnten Jahrhundert hebt eine auf Verschlechterung der Lage der Bauern ge-

richtete Entwicklung an. Die ländliche Bevölkerung wuchs riefig, ohne daß sie, wie früher, die überschüssigen Elemente abstoßen konnte: denn neue Kolonisationsgebiete gab es nicht mehr und die Städte fingen an, sich gegen den Zuzug vom Lande abzuschließen. Die Folge davon war, daß die alte Hufe (von etwa dreißig Morgen), das typische Gut der bäuerlichen Familie, getheilt und immer wieder von Neuem getheilt wurde, bis sie schließlich dem Ackerwirth keine auskömmliche Nahrung mehr bot. Und die gemeine Nutzung konnte jetzt, wo so Viele an ihr theilnahmen, weniger denn je ausreichen. „Der Bauer der früheren Zeit“, heißt es treffend bei Lamprecht, „hatte keine eigentliche Nahrungsforgc gekannt; in bösen Zeiten, bei Hungersnoth und Mißwachs, hatte er hineingegriffen in die noch unerschöpften Schätze der Almende, in Weide und Wald, in Jagd und Fischfang: sie hatten keinen Rückhalt, keine Lebensversicherung für alle Fälle gebildet. Jetzt schleppte er sich auf der Viertelhufe seiner Ahnen dahin, knapp, kümmerlich, schlecht und recht. Und die Almende bot ihm in böser Zeit nicht mehr die alte Stütze. Durch die Zersplitterung der Hufen, durch die Entwicklung eines kleinen Häuslerthumes waren der Kostgänger auf ihr gar Viele geworden. Nun gab es ein Drängen und Schieben auf der gemeinen Nutzung; es bedurfte eingehender Regelung des Holzschlages, des Viehtriebes, der Wassernutzung; selbst das Gras auf den Wegrainen ward schon Verordnungen unterworfen.“

Während sich so der Daseinskampf für den Bauern immer schwieriger gestaltete, wuchsen die Lasten, die ihm die adeligen oder kirchlichen Grundherren auferlegten. Das gelang, theils, weil die Grundherren oft identisch mit den Landesherren waren, theils, weil sie sehr häufig die höchste Gewalt in der Mark (das Obermärkeramt) innehatten, theils endlich, weil sie einfach ihre größere Macht mißbrauchten, um sich über alles Recht hinwegzusetzen und einseitig ihre Forderungen zu erhöhen. Fortan verlangten die Grundherren für die Nutzung von Wald und Weide drückende Abgaben und erklärten ferner alle Kinder von bäuerlichen Wirthen, die nicht mehr mit Viertelhufen ausgestattet werden konnten, für kopfzinspflichtig, für leibeigen. Damit hob die Entwicklung einer in Deutschland neuen Institution an, die volkfreundlichen Politikern schon damals Aergerniß bereitete. „Graven, freien, ritter oder knecht, die auch zwing und benn hant“, heißt es in der gelesesten politischen Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts, in der anonymen Reformation des Kaisers Sigmund, von den Grundherren, „die aigen leut und hant sie jek fur aigen, und steuernt si und nement ungewonlich steuer von in (ihnen) aber das, das si holz und veld swarlich verzinsent. Es ist ain ungehörte sach, das man es in der hailigen cristenhait offnen muß das groß unrecht, so gar surgat, das ainer so geherzt ist vor got, das er gedat sprechen zu ainem: ‚Du bist main aigen.‘“ Und bald gingen die Grundherren noch weiter,

indem sie alle ihre frohnpflichtigen Bauern als ihre Leibeigenen in Anspruch nahmen und daraus das Recht ableiteten, immer größere Zinsen von ihnen einzufordern. So erwachte, nach den Worten Lamprechts, unter den Rittern ein Egoismus, der sich von dem edlen Raubfinn der germanischen Urzeit nicht der Intensität nach, wohl aber durch seine vollendete Unsitlichkeit unterschied. „Alle Jahre“, schreibt der Nürnberger Rosenplüt ums Jahr 1450, „erhöhten die Grundherren dem Bauern die Gülte, so er darüber Etwas sagt, schlägt man ihn nieder als ein Rind; mögen sein Weib und seine Kinder sterben und verderben, da giebt es keine Gnade.“ In heftigen Versen brandmarkten schon damals Dichter aus dem Volke solches Gebahren; man vergleiche die charakteristischen Zeilen einer aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden „Edelmannslehre“:

Wiltu dich erneren,
 du junger edelman,
 folg du meiner lew:
 sitz uf, drab zum ban!
 Halt dich zu dem grünen Wald,
 wan der sur ins holz fert,
 so renn in freislich an.
 Derwilsch in bi dem fragen,
 erkreuw das herze din,
 nim im, was er habe,
 ipan uf die pferdelin sin!
 Bis frisch und darzu underzagt;
 wan er nummen pfenning hat,
 so riß im dgurgel ab!

Und cynisch gaben die publizistischen Vertreter gewisser adeliger Kreise ihrer Meinung vom Bauern offenen Ausdruck. So entwirft der zürcher Chorherr Felix Hemmerlin (gestorben 1457) in seinem Buche „De nobilitate“ vom Bauern diese Schilderung: „Nicht wie ein Mensch, sondern wie ein scheußliches, halb lächerliches, halb furchtbares Gespenst tritt er dem Adel entgegen. Ein Mensch mit bergartig gekrümmtem und gebuckeltem Rücken, mit schmutzigem, verzogenem Antlitz, tölpisch dreinschauend wie ein Esel, die Stirn von Runzeln durchsurcht, mit struppigem Bart, graubuschigem, verfilztem Haar, Triefaugen unter den borstigen Brauen, mit einem mächtigen Kropf; sein unförmlicher, rauher, grindiger, dicht behaarter Leib ruht auf ungesügten Gliedern; die spärliche und unreinliche Kleidung läßt seine mißfarbige und thierisch zottige Brust unbedekt.“ Und dieser Bauer, heißt es weiter, wolle noch hochmüthig sein: darum möchte es ganz gut sein, wenn ihm alle fünfzig Jahre Haus und Hof zerstört würde, wodurch die äppigen Zweige seines Hochmuthes beschnitten würden. Und so stellt Hemmerlin schließlich mit unglaublicher Schamlosigkeit die Maxime auf: *rustica gens optima flens, — pessima gaudens.*

Zu Alledem kam aber noch, daß während des zweiten Theiles des Mittelalters die Verschuldung der Bauern immer mehr zunahm. Der wohlhabende städtische Bürger legte seine überschüssigen Kapitalien gern in Grundrenten an, was im Mittelalter — trotz dem kanonischen Zinsverbot — durch „Rentenkauf“ möglich war. Der Bürger erwarb hier eine jährliche, vom bäuerlichen Aderwirth zu zahlende Rente, die er dann unnachsichtig eintrieb. „Brauchte der Bauer Geld, so konnte er es unter der Form des Rentenkaufes am Rhein zu fünf Prozent erhalten, aber in den gewöhnlichsten Fällen war er genöthigt, gegen hohe Zinsen, 30 bis 50 Prozent, ja 80 Prozent, mit kurzen Fristen Geld aufzunehmen. Oft genug fiel er in die Hände des jüdischen Wucherers, weshalb es bald da, bald dort zu Judenvertreibungen kam“ (Heinrich Boos). Daß die deutschen Bauern diesen Druck nur mit Unmuth ertrugen, ist begreiflich und ihre Empörung darüber gereicht dem deutschen Charakter keineswegs zur Unehre. Die religiösen Bewegungen, zumal die reformatorischen, hatte eine allgemeine Währung der Geister hervorgerufen und dann speziell die Bildung sozialpolitischer Illusionen vermittelt, die den Bauern ihre Beschwerden und Wünsche als Ausfluß christlichen Gebotes und göttlicher Gerechtigkeit erscheinen ließen und so ein gemeinsames Band um die unzufriedenen Bauern von Mittel- und Süddeutschland schlangen.*) Nach einer Reihe schnell unterdrückter lokaler bäuerlicher Revolten brach endlich 1524 der gewaltige Sturm los. Aber nach ungefähr einem Jahre war die revolutionäre Bewegung unterdrückt, tausendfältige Rache genommen und im ganzen Reiche die Ordnung wiederhergestellt. So erkannte das Volk, daß wieder einmal die furchtbare Wahrheit des „Vae victis!“ hatte erfahren müssen, seine Ohnmacht: eingeschüchtert lehrte der Bauer hinter den Pflug zurück, ohne jemals eine Wiederholung des Versuches, seine Ketten zu zerbrechen, zu wagen. Und damit hatte die soziale Frage auf dem Lande, die im Mittelalter eine Weile ein so gefährliches Aussehen gehabt, zu existiren aufgehört, obgleich sie keinerlei Lösung gefunden hatte: denn wirthschaftliche Noth allein vermag — trotz der entgegengesetzten materialistischen Theorie Karls Marx — eben keine politisch-soziale Krisis hervorzurufen; dazu gehört vielmehr noch das Zusammenwirken verschiedener ideeller, zum Mindesten anderer als ökonomischer Faktoren.

Professor Georg Adler.

*) Ich verweise hier auf meine Theorie von den durch Illusion und Suggestion vermittelten Massenbewegungen, die ich früher in der „Zukunft“ auseinandergesetzt habe. Vergl. meine Schrift „Der Kampf wider den Zwischenhandel“ (Berlin 1896).



Trim, der Abenteurer.

Trim war wirklich ein allerliebster kleiner Teufel. Das rehfarbene kurze Haar glänzte in der Sonne wie Atlas und weich und warm wie brauner Sammet erschien der dunklere Streifen, der sich über den Rücken zog und in den Schwanz hinüberspielte. Ja, aber dieser Schwanz! O über diesen Schwanz! Immer trug Trim ihn fest nach oben gebogen und bewies damit, daß er keinen reinen Stammbaum habe. Schade, murmelte das alte Fräulein Minchen, Trims Herrin, schade, daß er nicht ganz echt ist! Wer weiß, was für ein Durchgänger sein Vater gewesen ist! Vielleicht . . . doch nein, sicher wars der Vater gewesen, der sich einer Mesalliance schuldig gemacht hatte.

Aber trotz dem fehlerhaften Schwanze war der kleine Teufel Minchens Liebling. Sie bewohnte ein sauberes Altjungfernhäuschen, das Spuren von Trims Thatenbrang aufzuweisen hatte. Der Teppich vor dem Sofa hatte gestopft, eine Vase gefittet werden müssen und ein Tischfuß war von Trim als Zahnring benutzt worden; aber nun war der Kleine ja über ein Jahr alt und also aus dem Größten heraus, nun würde er ihr ein treuer Wächter und Beschützer werden und sie auf ihren einsamen Spaziergängen im heimathlichen Walde begleiten. So dachte Fräulein Minchen.

Wenige Tage später stupte Trim plötzlich auf dem Spaziergange, hob zitternd vor Aufregung den Kopf, als witterte er Etwas, schnob und schnüffelte den Weg entlang und jagte plötzlich wie ein Pfeil davon. Minchen rief und piff und piff und rief, — aber vergeblich. Sie setzte noch ein Weilchen, unter bitterbösen Empfindungen, ihren Weg fort und entschloß sich dann zur Umkehr. Sie hatte aber noch nicht den Saum des Waldes erreicht, da raschelte und knackte es in den Büschen hoch oben am Abhange, sie hörte lautes Schnaufen, — und nach wenigen Augenblicken war Trim neben ihr, umtanzte sie mit lautem Freudengeheul, als habe er sie lange, lange gesucht und endlich gefunden, und zeigte nicht den Schatten eines Schuldbewußtseins. Minchen war ganz überwältigt von seiner Freude; er hat mich doch sehr lieb, dachte sie, und vergaß alle Bitterkeit. Trim stellte sein Freudengeheul ein, als er Minchens Sanftmuth fühlte, und trottete mit lechzender Zunge und klopfenden Flanken neben der Herrin heim.

Am Abend dieses ereignißreichen Tages kam eine kleine Gefährtin für Trim zu Fräulein Minchen, ein zottiges, schneeweißes kleines Hündchen namens Leda, das reiselaustige Hausgenossen in Minchens Obhut zurückließen. Leda und Trim kannten einander bis jetzt nur vom Ansehen, da Leda mit weiblicher Bescheidenheit jeder Annäherung des kühnen Trim bei gelegentlichen Begegnungen auf der Treppe oder im Hofe ausgewichen war. Minchen gab sich der Hoffnung hin, daß Trim in Ledas Gesellschaft sich wohler daheim fühlen und seine

Zerstreuung nicht außer dem Hause auf unerlaubtem Wege suchen würde. Wie gefährlich diese Wege seien, Das wurde Minchen durch einen Brief des Försters zu Gemüth geführt, der ihr kurz und bündig mittheilte, daß er ihren Hund erschließen würde, wenn er ihn noch einmal jagend im Walde träfe.

Fräulein Minchen nahm sich vor, Trim acht Tage lang an der Leine zu führen und ihm die Ungebähr seines Betragens thunlichst vorzustellen. Trim hörte ihr aufmerksam zu, heulte zustimmend, wedelte bittend mit dem plebejischen Schwanz, sprang endlich mit einem Satz auf Minchens Schoß und bestürmte sie mit Liebskosen. Minchen verstand ihn und wars zufrieden.

Eine Woche lang wanderten die Drei nun friedlich durch Wald und Flur. Minchen führte Trim an einem blauen Bande, das ihm gut stand, und Leda trottete gestüht nebenher. Sie fragte nichts nach Unabhängigkeit und kannte keine Freiheitgelüste, dafür hielt sie aber auf ihr Äußeres und liebte gute Verpflegung. Wenn ihr Milch mit Wasser gereicht wurde, dankte sie, und wenn sie an eine aufgeweichte Stelle im Wege kam, machte sie lieber einen Umweg, als daß sie ihre niedlichen weißen Zottelpfötchen beschmutzte. „Sieh nur, Trim, wie fein und zierlich Leda sich hält“, rief dann Minchen bewundernd, „ich hoffe, sie wird Dir ein Vorbild“. Trim nickte und leckte Leda im Weitergehen flüchtig über das Haar, ohne daß diese durch solche Lobeserhebungen oder Huldigungen irgendwie beeinflusst zu werden schien. Sie war immer bewundert worden und verdiente es vollkommen auch in ihren eigenen Augen. Sie war immer zierlich, immer manierlich, über ihren Lebenswandel ließ sich im Ernst nichts sagen, — mit einem Wort: sie war tugendhaft. Und wer würde die Tugend nicht bewundern?

Endlich holte Minchen zum achten und letzten Male das blaue Leitband und knüpfte es an Trims Vaternörder-Halsband. Heute schlug man Minchens Lieblingsweg ein, den selben, auf dem Trim einst das Weite gesucht hatte. Als er in die Nähe der gefährlichen Stelle kam, sagte ihn eine heftige Unruhe. „Was hast Du plötzlich,“ fragte Leda, „Du zitterst ja am ganzen Leib? Friert Dich etwa?“ „Unsinn,“ rief Trim mit einem vernichtenden Zornesblick, „ich — ich rieche — riechst Du nichts?“ „Nein,“ bekannte Leda und hob gleichmüthig das schwarze Stumpfnäschen ein Bißchen aus dem Lofengewirr heraus. „Wilde Kaninchen müssen in der Nähe sein,“ schnob Trim, „nein — warte mal —,“ er schnupperte noch heftiger, „ich glaube — ich rieche — ja, wirklich, es ist ein Dachs! Dachs! Dachs!“ meldete er laut und schnob so heftig, daß der Staub von der Fährte flog und Minchen die Leine fester faßte. „Rege Dich doch nicht so unnöthig auf, Trim,“ mahnte Leda, was geht Dich denn dieser Dachs an? Und zerze nicht so unmanierlich an der Leine! Geh! Fräulein Minchen die Geduld aus, so bekommen wir verdünnte Milch bei der Heimkehr.“

Trim stand seufzend still. Leda wußte nicht, ob er Athem schöpfte oder sich besann. „So ist's recht,“ lobte Fräulein Winchen, „Du bist ein artiger Hund;“ und sie wollte sich bücken, um ihn zu streicheln, — aber in dem selben Augenblick flog er davon wie der Pfeil von der Sehne und war verschwunden und mit ihm das blaue Band, das er der führenden Hand entrißen hatte.

Winchen stand wie erstarrt. Leda setzte sich hin und heulte; ob sie die Unzuverlässigkeit des stärkeren Geschlechtes im Allgemeinen oder Trims Treulosigkeit im Besonderen beklagte, verstand Fräulein Winchen nicht, aber sie würdigte Ledas Schmerz und Beide traten gleich enttäuscht, gleich moralisch entkräftet, zusammen den Heimweg an.

Gegen Abend stellte Trim sich geräuschlos ein. Fräulein Winchen würdigte ihn keines Blickes, sondern sagte nur verächtlich: „Abenteurer!“ Aber Leda rümpfte die Nase und knurrte empört. „Wie siehst Du aus, psui, komm mir nicht nah, bis Du Dich gesäubert hast!“ Trim wälzte sich auf allen Ratten in der kleinen Wohnung und froch dann kleinlaut in seinen Korb. Leda thronte tugendstolz in dem ihrigen und legte den Kopf auf die andere Seite, um ihn nicht zu sehen. Trim tröstete sich mit einem Knochen, den er in seinem Korbe fand, und mit der Kräftigung kam auch neuer Muth über ihn: er lugte über den Rand seines Korbes hinweg und flüsterte zärtlich: „Leda, bist Du mir böse?“ „Gewiß,“ gab Leda zurück, „und nicht ohne Grund. Konntest Du nicht bei Winchen und mir bleiben? Mußt Du immer verbotene Wege gehen?“ „Aber Leda,“ rief Trim vortwurfsvoll, „ich sagte Dir doch, ich hätte eine Dachspur gefunden! Denke Dir doch: eine Dachspur! Und so frisch war sie, sage ich Dir, sie roch so scharf, daß ich den geschmeidigen Feind vor mir sah. Ein Dachsbau mußte ganz in der Nähe sein; und ich habe ihn gefunden, Leda, ich bin darin gewesen und habe den Dachs hinausgetrieben! Erst setzte er sich zur Wehr, aber ich faßte ihn, siehst Du so“ — und Trim sprang erregt auf und wollte Leda fassen, diese aber bereitete der Vorstellung ein jähes Ende, indem sie gähnte: „Sei so gut und verschone mich mit solchen rüden Jagdgeschichten. Ich verstehe nicht, wie ein gestitteter Hund um eines Dachsbauens willen sich so zurecht kann. Du siehst aus wie ein Landstreicher, Dein linkes Ohr ist zerfetzt und blutig und — nimm es mir nicht übel — Du riechst schlecht.“ „Was thut denn Das,“ rief Trim mannhast, „es war doch herrlich! Nein, wie konntest Du nur sitzen bleiben, als ich auf und davonging! Natürlich dachte ich, Du kämest mir nach. O Jagen! Jagen! Die Spannung, ob man den Feind stellt, die Wonne, wenn man ihn hat, der Rausch, wenn man siegt! Was machen denn da ein paar Blutstropfen oder zerfetzte Ohrlappen aus! Glaubst Du, man dächte nur daran?“ Er wartete vergeblich auf Antwort; Leda war schon eingeschlafen.

Am anderen Tage ging Winchen allein mit Leda spaziren und ließ

Trim daheim. Aber der Postbote kam, ließ die Flurthür offen und Trim entschlüpfte. Er nahm sich vor, Minchen und Leda einzuholen und sie zu begleiten, aber bald spürte er wieder die Fährte des Dachses auf und da war Alles vergessen, Minchen und Leda, süßer Rahm und Rutenstreich: er jagte. Es ging auch über eine Wiese hinweg, wo der Förster eine Fuchsfalle aufgestellt hatte. Trim trat hinein und — o weh! — war gefangen. Von Schmerzen gequält, lag er auf dem Rücken, eine Vorderpfote in das tödliche Eisen eingeklemmt. Er heulte und winselte und es dünkte ihn, er läge eine Ewigkeit dort, bis er endlich in der Ferne Ledas Stimme hörte. Er klagte, so laut er konnte, und nach einiger Zeit standen Minchen und Leda an seiner Seite. Während Leda ihn liebevoll leckte, öffnete Minchen die Falle, nahm den halbtoten Trim auf den Arm und trug ihn nach Hause. Stunden lang legte sie ihm nasse, kühle Umschläge auf die gequetschte Pfote und reichte ihm alle seine Lederbissen, während Leda stillbetäubt neben ihm saß. Trim leckte dankbar Fräulein Minchens sanfte Hand und sah sehend zu ihr auf. „Ja, ja,“ meinte Minchen, „nun wirst Du Dir wohl die Hörner abgelassen haben.“

Als Trim am anderen Morgen mit Behagen seine Milch geschlürft hatte, glaubte Leda den Zeitpunkt zu einer Bemerkung gekommen und hub an: „Ich mache Dir keinen Vorwurf, Trim, denn Du bist bestraft genug, ich frage Dich nur, wie ist es möglich, daß Du so handeln kannst? Wenn wir nicht kamen, verhungertest Du elendiglich. Was treibt Dich nur weg? Das sage mir. Gefällt Dir Dein Korb nicht? Oder magst Du die Milch nicht mehr? Oder bin ich Dir vielleicht nicht hübsch genug? Und doch muß ich, ohne eitel zu sein, gestehen, daß ich nicht ganz reizlos sein kann, denn ich habe viele Anträge“ . . . Trim schloß ihr auf wirksame Weise das Mäulchen, in dem er zärtlich ihr Gesicht leckte; als er aber ermüdet abließ, nahm Leda das Thema unbeirrt wieder auf. „Mir scheint, Trim“, schloß sie, „daß Du es hier sehr gut hast und Dich einer schreienden Undankbarkeit schuldig machst.“ „Leda, Leda“, rief Trim da schmerzlich gekränkt, „Du irrst! Ich liebe Dich und verehere unsere gute Herrin, ich wollte Euch einholen und begleiten und hätte es gethan, wenn nicht die Dachsfährte gewesen wäre. Leda, Leda, stelle Dir doch vor: wenn ich ihn gefaßt hätte! Doch was rede ich so? Wenn Du nicht weißt, was jagen ist, weißt Du auch nicht, was leben ist. O die Jagd! Die Jagd! Siehst Du, Du sprichst von den guten Tagen hier. Ja, wir haben eine schöne Stube und bekommen fette Milch und saftiges Fleisch, aber was ist das Alles im Vergleich zur Jagdlust! Lieber Hunger und Durst und Kälte leiden, als gefangen sein und nicht jagen dürfen. So ging es mir auch heute. Als ich die Dachspur roch, wußte ich nicht mehr, was ich that, vergessen war alles Andere, nur vorwärts, vorwärts, — auf den Dachsbau los! Da trat ich in die Falle“ . . . „Und lägest noch darin“, vollendete Leda, „wenn wir Dich nicht winseln hörten. Aber ich

sehe wohl, weder nach Minchens Jorn noch nach meinem Schmerz fragst Du weiter; was kümmert es Dich auch?" Da fing Trim noch einmal an, zu schmeicheln, und er war so zärtlich und so zerknirscht und gelobte so ernstlich Besserung, daß die Schmollende Gnade für Recht ergehen und ihren letzten Stroll schwinden ließ. In inniger Eintracht fand Minchen das Paar in einem Korbe und störte zartfühlend die Weihe des Augenblicks mit keinem Worte.

Ueber eine Woche war Trim leidend. Dann war die Pfote geheilt, der Schrecken bei Allen etwas verwunden. Zur Feier der Genesung wandelte man selbtdritt den Waldweg entlang, den Minchens konservativer Sinn bevorzugte. Sie war überzeugt, daß Trim jetzt für immer von seiner Jagdliebhaberei geheilt sei. Mit ruhigem Anstand hielt er neben Leda Schritt, so daß diese mit heimlichem Stolz auf den ansehnlichen und, wie sie annahm, gebesserten Begleiter blickte und den stillen Reiz ihrer Standesgenossinnen bei jeder Begegnung zu fühlen glaubte. Aber da kam die verhängnißvolle Stelle . . . Trims Augen glänzten, die Flanken zitterten, der Athem schnob . . . und wie der Blitz war er auf und davon.

Minchen rief überlaut, Leda heulte mit eingezogenem Schwanz, aber Beide verstummten jäh, als in der Nähe ein Schuß fiel. „Das ist der Jäger“, schrie dann Minchen, „Trim, Trim, wo bist Du?“ Sie hastete vorwärts in der Richtung, wo der Schuß gefallen war, und hieß Leda suchen. Bald heulte diese laut auf und gab der Herrin zu verstehen, daß sie den Gesuchten gefunden habe. Keuchend vor Anstrengung und Aufregung bahnte Minchen sich den Weg zu der Stelle, wo der arme Trim lag. Die Kugel hatte ihn getroffen, er blutete aus einer kleinen Wunde in der Seite. Minchen verband ihn, so gut sie konnte, mit ihrem Taschentuch und trug ihn vorsichtig nach Hause. Trim lag ruhig in seinem Korbe, nur ab und zu winselte er und athmete schwer; der Thierarzt erklärte aber, es sei um ihn geschehen, er werde den Morgen nicht mehr erleben. Leda saß treulich neben ihm, leckte ihn und sah ihn tieftraurig an. „Es war doch schön, liebe Leda“, sagte Trim leise, „ja, wenn ich nur noch einmal jagen könnte!“. . . Bald stellte sich starkes Fieber ein. „Bist Du da, Leda“, rief er wiederholt und war zufrieden, wenn sie ihn leckte. Einmal noch wurden seine Augen hell: da sah er deutlich, wie Fräulein Minchen in ihrer weißen Nachthaube mit der getollten Krause sich weinend über ihn beugte und eine große Thräne an der langen Nasenspitze hing. Dann wurde es wieder dunkel. Minchen legte ihm ein frisches feuchtes Tuch über; da glaubte er, er käme in den kühlen Dachsbau. „Leda“, rief er, „Leda, ich hätte den Dachs doch gefaßt, wenn nicht der Jäger . . .“

Dann war er tot. Fräulein Minchen begrub ihn im Garten hinter dem Hause und stellte einen blühenden Rosenstock auf den kleinen Hügel.

Elisabeth Snauck-Kühne.



Serienbörse.

Wenn die Ueberfüllung des Marktes mit Industriewerthen ein Unglück ist, dann giebt es dagegen ein ziemlich wirksames Mittel: man braucht die deutschen Staatspapiere einstweilen nur nicht mehr dreiprozentig zu machen. Gute Kenner des Geldmarktes glauben, Preußen und das Reich würden sich eines Tages sogar wieder zu vierprozentigen Renten entschließen; allzu wahrscheinlich ist aber, daß man zunächst wenigstens auf den $3\frac{1}{2}$ prozentigen Satz zurückkommt, obwohl z. B. die neue dreiprozentige sächsische Rente sofort unter ihren Emissionskurs zurückging. Wie entschieden sich das Publikum jetzt von niedrig verzinsten Anlagen abwendet, Das dürfte sich besonders im nächsten Jahr zeigen, wenn erst die Kautionen bei uns den Eigenthümern wieder eingehändigt werden. Die preussischen Beamten sind gewiß konservativ und an ein enges Sparsystem gewöhnt; aber wir werden sehen, wie groß die Zahl der kleinen Posten von Konsols ist, die dann alsbald auf den Markt kommen, wo sie gegen Dividendenpapiere vertauscht werden sollen. Das führt voraussichtlich zu einem Kursdruck, der Herrn von Miquel einsehen lehrte, was er mit der Aufhebung der Kautionen eigentlich heraufbeschworen hat. Der kluge Finanzkünstler hatte hier neben der Befriedigung eines gerechten Anspruches auch noch praktische Zwecke im Auge: die Verwaltung der Kautionen war ihm zu kostspielig geworden. Die Kursrückgänge könnten aber noch theurer zu stehen kommen, denn seit Jahr und Tag ist die Sehnsucht nach Gewinnen an Industriepapieren so gewachsen, daß selbst viele Beamte von Dividendenpapieren träumen. Trotzdem werden natürlich die elf Serien russischer Obligationen, die ein Kas des Zaren eben geschaffen hat, nach und nach von deutschen Käufern aufgenommen werden; für solche gute und leidlich verzinsten Werthe ist heute immer ein Publikum da. Und es erhebt sich nicht einmal eine Stimme dagegen, wenn, wie jetzt bei der Warschau-Wiener Bahn, im Zarenreich die Bedingung gestellt wird, daß alles nöthige Eisenbahnmateriel nur in Rußland selbst fabrizirt werden darf. Das Wichtigste, das Geld, müssen wir beschaffen; das Materiel aber, an dem am Meisten verdient wird, soll uns systematisch entzogen werden, obwohl unsere Hütten bei Lieferungen ja erst noch mit dem hohen Zoll zu rechnen hätten. Auch gegen Rußland sollten unsere Großindustriellen einig zusammenstehen, wie es im vorigen Heft für unser Verhältniß zu den Franzosen gefordert wurde. In Petersburg hängt es vom Belieben der Regierung ab, ob sie einer deutschen Firma eine Konzession ertheilen will oder ob ein Russe vorgeschoben werden muß, und Herr Witte läme vielleicht manchmal in Verlegenheit, wenn unsere ersten Fabriken und Werke etwas stolzer wären.

An der Börse giebt man sich jetzt keinen Geldsorgen hin; eher sind in den Bankregionen solche Sorgen zu spüren. Wie einst Jahre lang der ganze Effektenverkehr von den Eisenbahnbankanten getragen wurde, so ist heute — und wohl noch für Jahre hinaus — unsere ganze Hochfinanz mit der elektrischen Industrie beschäftigt. Dieser Zustand scheint nur so lange solid, wie man die Dispositionsfähigkeit unserer Geldgeber nicht vorichtig beachtet. Es geht da wie mit einem Hause, dessen Erbauer ein reicher Mann versprochen hat, die Mittel zum Bau zu liefern.

Der Reiche rechnet sich die gewöhnliche Bauzeit eines Hauses aus und meint, er werde zu den bestimmten Terminen das Geld schaffen können. Nun baut aber der Unternehmer ungleich rascher, als wir es sonst gewöhnt sind, und die Baarmittel sind nicht so schnell aufzubringen. Kehlich ist heute das Verhältnis zwischen Banken und Elektrotechnik. Seit Jahren war Alles auf große Anforderungen vorbereitet, aber das Tempo der Entwicklung hat sich über Erwarten beschleunigt. Diese Ueberstürzung kann noch eine Weile dauern, bis auch keine künstlichen Mittel — ich meine den Kredit unserer Großbanken in Paris und London — mehr helfen können. Dann wird es nur noch die Alternative geben: Verküpfung einer großartigen Industrie oder Erweiterung der Notengrenze unserer Reichsbank, also auch Erhöhung des Kapitals. Die äußerliche Dezentralisation unserer elektrischen Unternehmungen hilft nicht. Sachsen, wo eine besondere Elektrizität-Gesellschaft gegründet wurde, um sächsisches Kapital heranzuziehen, liefert doch auch nur deutsches Geld. Noch umständlicher sind die Verhältnisse bei Gründungen im Auslande, wo wir zunächst doch die Kapitalien vorlegen müssen und sie dann nur langsam wieder placirt sehen. Es giebt aber Länder, wie z. B. Chile, Argentinien, Brasilien, wo alle deutsche Finanzkunst bei den Eingeborenen aus leicht begreiflichen Gründen unwirksam bleibt. Da verdient die erste Gesellschaft am Agio und dann noch einmal an den zu liefernden Maschinen, während ihre zweite — exotische — Gesellschaft später sehen kann, wo sie bleibt.

Das Börsengeschäft ist still. Wenn der Optimismus sich nicht täuscht, wird wenigstens Berlin wieder lebhafter werden; an die anderen Börsen darf man vorläufig aber keine allzu großen Hoffnungen knüpfen. Ein einziges Spekulationspapier tritt stärker hervor: Northern-Pacific. Man hofft nämlich, das Ende des Krieges gegen Spanien werde in Amerika einen neuen großen Aufschwung bringen. Uebrigens haben unsere Börsen bei mancher Siegesnachricht aus Washington recht komische Zweifel geäußert, während doch Alles, was amtlich von drüben gemeldet wurde, sich bisher als vollkommen wahr erwiesen hat.

Interesse erregt auch in Deutschland die Reorganisation der großen Baltimore- und Ohio-Bahn, deren Bonds in Pfund Sterling lauten und meist in England liegen und deren Zahlungseinstellung einst recht überraschend kam. Da der Erfolg stets Wunder wirkt, so hat das selbe new-yorker Bankhaus, das die schwierige Reorganisation der Union-Pacific-Bahn so glücklich für sich und seine Consorten durchführen konnte, in Gemeinschaft mit einem anderen deutsch-amerikanischen Haus auch die Sanirung der Baltimore- und Ohio-Bahn erhalten. Weltfirmen wie Morgan und Baring mußten ihre vornehme Zurückhaltung aufgeben und diesen Bankhäusern freundlich entgegenkommen. Das bedeutet vielleicht für die ganze amerikanische Hochfinanz einen Wendepunkt, einen Sieg des fremden Elementes. Morgan, Baring und ähnliche Größen waren bekanntlich die Emittenten der jetzt nothleidend gewordenen Prioritäten. Der Begriff „Saniren“ hatte früher in der Union allerdings eine andere Bedeutung als bei uns. Damals kümmerten sich die rückichtslosen Railroadmen nicht um die wirkliche Verbesserung der Bahn, sondern nur um die stets mit Raffinement geübte Kunst, den bestehenden Zinsendienst kräftig zu beschneiden und auf dessen Kosten ein Gebäude von neuen Verpflichtungen zu errichten, an dem sie, die Reorganisatoren der Bahn, sich insgeheim beträchtliche Interessen geschaffen hatten. Die Angelegenheit der Union-Pacific-Werte mußte

natürlich schon ganz anders angefaßt werden und auch bei der Baltimore- und Ohio-Bahn dürfte es anständiger zugehen. Selbstverständlich fordern die beiden führenden Bankhäuser zunächst mindestens ein Prozent „Kommission.“ Das macht bei den hier in Frage kommenden ungeheuren Kapitalien schon etwa 1½ Millionen Dollars. Uebrigens giebt es auch Fachleute, die nicht, wie die Börsen, glauben, daß einzelne new-yorker Bankfirmen künftig so reich wie Rothschild werden können.

Die ausländischen Plätze wirken im Allgemeinen jetzt nicht allzu sehr auf die deutsche Stimmung. Wien würde mehr zur Geltung kommen, wenn ihm Pest nicht Konkurrenz machte. Das ist ein Dualismus, den das Ausland nur schwer verträgt. Die hier neulich geschilderten Erntehoffnungen der Ungarn sind inzwischen arg verhaselt. Die Erleichterungen, die von dem neuen österreichischen Aktiengesetz erhofft werden, können nicht recht wirken, so lange man den unternehmungslustigen Leuten in Wien ihrer Abstammung wegen das Leben schwer macht.

Die Verschiebung der pariser Coullisse nach Brüssel kann die Bedeutung der einstigen pariser Börse nicht ersetzen. Natürlich: wenn z. B. in einer Viertelstunde fünfzig Millionen für italienische Rente gebraucht werden, kann in Brüssel ein so wichtiger Entschluß nicht so schnell gefaßt werden, wie es doch nöthig wäre. Außerdem hat man an einen möglichen Widerstand der Belgier nicht gedacht. Die brüsseler Agents waren gewöhnt, wenig zu handeln und viel zu verdienen; jetzt, bei der neuen Konkurrenz, kann es leicht umgekehrt kommen.

An Gründungen fehlt es bei uns noch immer nicht. Im Juni haben die industriellen Unternehmungen Englands ungefähr 1800000 Pfund Sterling an neuen Kapitalien gebraucht, — eine Summe, die in Deutschland gewiß an manchem Tage für Gründungen bewilligt und ausgegeben wurde. Selbst Schiffsahrtsgesellschaften brauchte England im Juni nur mit 300000 Pfund auszustatten; bei uns brachte allein der Norddeutsche Lloyd 26 Millionen junger Aktien auf den Markt. Unsere Rheedereien sollten übrigens mehr an ihre Aktionäre als an die angeblichen Pflichten der Repräsentation denken. Durch die ewigen Festsfahrten, Frühstücke und Bankette mit und ohne Tischreden wird im Grunde doch weder die Summe der Subvention noch die Zahl der Passagiere erhöht. Keine Industrie der Welt giebt so viel Geld für unnützliche Reklame aus wie die großen Bremer und Hamburger Rheedereien und man muß beinahe schon annehmen, daß diese Mühen und Aufwendungen zum großen Theil unterbleiben würden, wenn sie nicht mit persönlichen Annehmlichkeiten verknüpft wären. Unsere Bahnverwaltungen haben selten oder nie Etwas verschenkt. Die neuen Gründungen betreffen mehr kleine Objekte, deren Aktien vorläufig im Besitz des Uebernahmekonsortiums zu bleiben pflegen.

Der Montanmarkt könnte lebhafter sein; dafür sprechen die allgemeinen Aussichten des Hüttengewerbes und besonders die Kämpfe zwischen Haasse und Baiffe, die jetzt wieder um Bochumer toben, genau wie im vorigen Jahr. Es ist, als sollte das selbe Stück noch einmal aufgeführt werden. Das Publikum sitzt vor dem Vorhang, hört beständig von Dividendenbeschlüssen und erwartet gespannt den Beginn des Schauspiels, — nämlich die entscheidende Aufsichtsrathssitzung. Pluto.



Theaternotizbuch.

Die Epochen, in denen die berlinische Theatergemeinde alljährlich Genies entdeckt, pflegen sonst mit dem April zu schließen. Diesmal hat noch der kühle Junimond eine Entdeckung gebracht, vielleicht, weil vorher beim besten Willen nichts Rechtes zu fischen war und die Kritiker nicht in die Ferien gehen mochten, ohne dem Publikum ihre Anglerkünste bewiesen zu haben. Der Winter war ohne neue Genie-Emission vorübergegangen — die Damen Rójane, Yvette Guilbert und Sandrock konnte man doch in der Spreestadt nicht gut mehr entdecken — und so fügte es sich erfreulich, daß der Rosenmonat eine in Wien wegen der Munterkeit ihres Wesens beliebte Spielerin nach Berlin führte: Fräulein Hansi Riese, deren Vorname, wie Jeder bekennen muß, schon recht neckisch klingt. Die Dame schreibt auch für Zeitungen und hat in einem berliner Blatt neulich erklärt, sie sei von der Hauptstadt des Deutschen Reiches und von deren Bewohnern ganz entzückt, vom Publikum und besonders von der wohlweisen Kritik; in Wien werde sie ja auch gelobt, gewiß, aber man fertige ihre Leistungen da mit ein paar Zeilen ab, während sie hier ganze Spalten über sich lesen könne. Die fidele Dame hat Recht. In Wiens alte Theaterkultur wird höchstens von eingewanderten Provinzialen mitunter die Parvenuneigung verschleppt, immer neue Wunderkinder auf der Bühne zu entdecken, und die kritisch gestimmten oder von Amtes wegen zur Kritik berufenen Besucher des Raimund-Vorstadttheaters haben Fräulein Riese wohl noch nie als ein Genie angestaunt. In Parvenupolis aber las man über die Spielerin, die in leichten, unbeträchtlichen und dankbaren Possenrollen auftrat, allerlei Fabeldinge. Eine große Persönlichkeit. Ein humoristisches Genie vom Wuchs der Gollmeyer. Eine Naturalistin, deren „vollsaftige Gestaltungs-kraft“ sich erst an den bekannten Meisterwerken der „neuen Richtung“ in ihrer ganzen Stärke bewähren werde. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, las ich irgendwo auch Etwas von einer „lachenden Duse“. Das ließ immerhin Einiges erwarten. Weshalb sollten die Wiener, die Matkowskys große Natur nicht empfanden, sich nicht auch in der Beurtheilung einer Soubrette geirrt haben? Mir fiel ein, daß der Burgschauspieler Costenoble, ein feiner, selbst von Grillparzers und Bauernfelds jungem Ruhm nicht geblendeter Kritiker, über Demoiselle Huber, Raimunds erste Partnerin in der Leopoldstadt, 1822 in sein Tagebuch schrieb: „Die Wiener wollen diese Kunstperle nicht als echt würdigen und meinen, Das sei nichts Großartiges, weil es in lokaler Mundart und nicht auf der Hofbühne geboten werde.“ Das selbe Schicksal mochte am Ende der jüngsten Nachfolgerin der Huber den höchsten Ruhm geraubt haben. So lenkte ich denn ins Thalia-Theater, wo früher Herr Adolph Ernst mit seiner Bande unter dem Beifall der kritischen Häuptlinge den Geschmack verdarb, neugierig und froher Hoffnungen voll den Schritt, um Fräulein Riese zu sehen.

Sie spielt die wirksamste Rolle in der Posse „Im Fegfeuer“, die das wienerische Kleinbürgerleben und das Leid eines in dieser Stidluft der Hochzeit entgegenstehenden Brautpaares zeigen möchte, allzu bald aber in der ältesten Schwanke-Schablone stecken bleibt. Die Rolle ist im Theatersinn gut: ein kerngesundes Mädel, das sich von zimperlichen Vorurtheilen den hellen Kopf nicht verdunkeln läßt, mit ledern Schnabel Jedem die Meinung gerade ins Gesicht sagt und dem Siebsten, wenn er Lust hat, die kühllichen Rippen nicht weigert. Und Fräulein Riese ist

wirklich sehr nett; robust, kugelrund, herb und drall, mit einem herzhaft frischen Ton und einer komisch wirkenden hastigen Energie in den edigen Bewegungen. Sie bringt ihre Schlagwörter mit schlauer Berechnung des Effektes an die Hörer und versteht, obwohl sie nicht hübsch ist, sich schnell beim Publikum einzuschmeiçeln. Schlimm ist die geringe Ausdrucksfähigkeit ihres Gesichtes; die Fettpolster der Wangen bleiben fast immer unbewegt und in die vergnügten Neuglein bringt kaum je ein Widerschein der wechselnden Stimmungen inneren Lebens. Und monoton, wie der mimische Ausdruck, erscheint auch die Sprache dieses Temperamentes. Wenn die Soubrette ein paar Szenen lang auf den Brettern herumgetollt hat, kennt man sie ganz genau und wartet vergebens dann auf einen neuen Ton. Im zweiten Akt singt sie ein Couplet, in dem sie die Barrisons, eine französische Chantant-Diva und die stimmlosen Viedersängerinnen deutscher Ringeltangel zu parodiren versucht. Das sollte sie nicht thun. Sie kann es nicht, kommt über ein eifriges Dilettantenthum nicht hinaus und lehrt die Berliner erst erkennen, wie sicher Frau Dora solche Künste beherrscht. Die ganze Leistung aber hinterläßt einen angenehmen Eindruck. Man lacht lachend der lustigen Dame, die in ihrem Fach die besten Muster studirt und ihnen viel Gutes und Wirkfames abgezuckt hat. Man sieht nicht eine starke Persönlichkeit, die es „anders macht“, als mans bisher sah, aber man freut sich an einem frischen Frauentemperament, in dem die alten Schelmengeister des österreichischen Volkssängertumes scherzend wieder die Flügelchen regen.

Scherer hat Vessings sieghaft gesunde Franziska einmal „die verbesserte Auflage jener Visetten“ genannt, „die der Dichter in früheren Lustspielen nach französischem Vorgang als Maschinistinnen verwendet hatte.“ Er hätte, statt von Visetten, auch von Soubretten sprechen können. Maschinistinnen waren die munteren, handfesten oder zierlichen Josen bei Molière und Marivaux, Maschinistinnen der Handlung blieben ihre Nachkommen, die mitunter bis zum Range der „Salondamen“ erhöht wurden und denen auf deutschen Bühnen oft die in französischen Komödien seit Muffets Tagen von den Raisonneuren, den berebten Erben des geistreichen Herrn Tiberge, gespielte Rolle zufiel. Wie sich mählich da ein Rangwechsel vollzog, wie die Schelmenkinder aus dem Gesindezimmer zuerst in die Gute Stube und später sogar in den mit allem Komfort der pariserischen Neuzeit ausgestatteten Salon der Blumenthalepoche vordrangen, wie aus derben Küchendragonern gemüthvolle Mädchen, aus den grählich gemüthvollen V'Aronge-Sprossen die Baroninnen von Blumenthals Gnaden wurden und wie, während die Operettengroßmacht im hellsten Glanz erstrahlte, die stärksten Theatertalente sich dem neuen, reicheren Gewinn verheißenden Kult zuwandten: Das zu schildern, wäre schon deshalb lohnend, weil die Schilderung allerlei interessante Ausblicke auf gesellschaftliche Wandlungen bietet und uns endlich den ersten Versuch einer soziologischen Dramaturgie bescheren könnte, die wir noch immer vermissen. Heute, wo ich, von zwei Nachfahrten ein Bischof verführt, aber mit neuen lehrreichen forensischen Erfahrungen von der zweiten Verurtheilung wegen „Groben Unfugs“ aus München heimkehre, fühle ich mich für diesen Versuch nicht gestimmt und wollte nur schnell davor warnen, in der Besonderheit eines Stammestemperamentes wieder einmal eine Bekundung hoher und höchster Kunst zu erblicken. Der Soubrettentypus hat sich in Oesterreich am Längsten in seiner Reinheit erhalten und irgend ein Fräulein Pepi, Mizi oder Hansi hat auf wiener Bühnen immer sein neckisches, Geiterkeit weckendes Wesen getrieben.

In diesen mehr oder minder holden Damen lebte stets ein Stück von dem Genius eines frohen, zum Spott und zur „Heß“ aufgelegten Volkes; aber man sollte sich hüten, jede von ihnen nun gleich als ein Kunstgenie anzupreisen. Ein Genie mag Theresie Krones gewesen sein, von der Costenoble sagte, „sie besitze zwar nicht die Feinheit und Dezenz der Huber, könne aber durch ihren genialen Vortrag selbst das Gemeine erträglich machen“, vielleicht auch die Wildauer, die als vierzehnjähriges Kind schon die Wiener in Gurlitrollen entzückte. Genial mochte man die Gallmeyer nennen, deren Tonschlag unerschöpflich schien, die den Zauber einer ungewöhnlich starken Persönlichkeit auf die Bretter brachte und mit einem Blick, einer Weberde, einem jähen Ruck des Leben sprühenden Kopfes die Gründlingschaar im Parterre beherrschte, oder die Geistinger, deren urwüchsigte Kraft geringer war als die der gehafteten Rivalin, die aber durch Grazie und Takt, durch den Reiz eines beweglichen Geistes und eines schönen, in fleißiger Selbstzucht disziplinirten Frauenleibes fast noch größere Wirkungen gewann. Wer die Gallmeyer als Theresie Krones, als Stallmagd in „Hohe Wüste“, als Heldin der „Luftschlösser“, wer die Geistinger als Helena, Schustersfrau Leni, in den Kreuzelschreibern, als Großherzogin von Gerolstein und als Näherin gesehen hat, Der wird von dem Fräulein Niese nur sagen können, daß sie die wienerische Possentradition geschickt verwaltet und eine gesunde und lustige Vertreterin angenehmer Epigonenkunst ist. Mehr als an die großen österreichischen Soubretten erinnert sie an die Bühnenberlinerin Ernestine Wegner. Aber die Wegner hatte, was dem Fräulein Niese völlig fehlt: Mädchenamuth; sie konnte das Neueste wagen, das Dürbste, Nüdigste aussprechen, weil es aus ihrem kleinen Munde, über dem zwei freundliche Mädchenaugen lachten, immer liebenswürdig klang. Die Wegner war ein grazidser Komiker; Fräulein Niese ist eine gute wiener Soubrette, — nicht so echt in ihrem Wesen wie in ihrem eigensten, freilich nur engen Fach unsere Frau Lehmann, nicht so reich an feinen und robusten Tönen wie Frau Conrad, die von der berliner Hofbühne nun Abschied genommen hat.

Auch Frau Conrad kam vor zwanzig Jahren aus Oesterreich zu uns. Ich erinnere mich aus der Gymnasialzeit noch ihrer Gastspiele. Sie trat als „Grille“ auf, als Landmädchen in den „Hagestolzen“ und als Theaterkindlein in dem verschollenen Einakter „Sie hat ihr Herz entdeckt“. Der Boden war für die neue Spielerin heiß. Zur Lustspielgarde der Hofbühne gehörten damals Odring, Krause, Berndal, Viedtke, Volkmer und die Damen Frieß-Blumauer, Kehler und Meyer. In der Intendantenloge gab den Ton der alte Theaterprofessor Werder an, der die Birch-Pfeiffer und die Hofmann noch als Kalbe gesehen hatte und von dem Nachwuchs schwer zu befriedigen war. Und das Publikum, vor das Fräulein Conrad trat, war in den für das Gastspiel gewählten Rollen an Hedwig Riemann und Helene Hartmann gewöhnt. Dennoch siegte das kleine, tapfere Fräulein sofort. Sie war jung, frisch, resolut, konnte herzlich lachen und weinen und schien eine starke Natur. Leider hat sie nicht alle Hoffnungen erfüllt, die man an ihr erstes Erscheinen knüpfen durfte. Es zeigte sich bald, daß ihrer Thätigkeit zwei Schranken errichtet waren: sie war und wurde nicht hübsch und sie konnte nicht elegant scheinen. Schon für das heilbronner Kästchen, dessen Kinderton sie getroffen hätte, reichte ihr Reiz nicht und vor den mondänen Mädchen der neuen Salonlustspiele mußte ihre herb zupackende Art ängstlich behütet werden. Sie lernte nie ein Modelkleid mit Anmuth und Würde tragen, war immer schlecht angezogen, galt beim Thiergartenfreisimm, dem Beherrscher

des berlinischen Theatergeschmackes, deshalb nie für voll und konnte beim eifrigsten Willen nicht in die dünne Haut höherer Komödienthäter schlüpfen. Sie wirkte, wenn sie ein Ballkleid trug, wie ein freistrtes Dorfkind auf einer Bankierhochzeit. Dafür tobte sie sich als Puck allerliebste aus und ward in Molières Soubrettenrollen leicht heimisch. Später erwuchs ihr eine neue Gefahr: ihr sicherer Bühneninstinkt beugte sich einem fremden Willen und sie setzte sich in den Kopf, um jeden Preis „modern“ zu werden, obwohl ihr ganzes Wesen so unmodern wie möglich war und im Grunde stets auf den Ton der Rührstückezeit gestimmt bleiben mußte. Die Duse hatte ihr's angethan, — vielleicht auch der rasch wachsende Ruhm der Frau Sorma, der sie, als der unendlich reicheren und feineren Natur, doch nie gleichen konnte. Seitdem ging das Beste, die dubenhaft kindische Unbewußtheit, ihrem Spiel verloren; sie wurde künstlich, errechnete klug die modernen Mäxlerereien und bemühte sich im Schweiß ihres Angesichtes, einem hohen Adel und verehrlichen Publikum zu zeigen, wie sorgsam sie nach den besten Mustern ihre Rollen „studirt“ habe. Als sie so weit gelangt war und obendrein noch ihrem Berater, dem aus Insterburg gebürtigen, allgemach aber, wohl unter der Wirkung des Pilsener Bürgerbieres, zum österreichischen Patrioten herangereisten Herrn Schlenker, die Hand zum Ehebunde gereicht hatte, wurde sie — beinahe ist's überflüssig, es noch zu sagen — von der Meute dieses behenden Strebers nach allen Regeln der Kunst entdeckt. Das ist des berlinischen Landes so der Brauch. Die in rundlicher Unschönheit alternde Dame spielte das im Kindertraum wimmernde Hannele, spielte die nicht zu verwechselnde Melodramenrolle mit dem ganzen Aufwand einer in langer Dienstzeit erworbenen Routine, ohne den leisesten Hauch des fränkischen Reizes, der die Fiebernde umleuchten soll, und die Auguren blickten einander ins treue Mannesauge und meinten, hier sei, im hauptmännischen Bethlehem, der deutschen Bühnenkunst ein neuer Genius erwacht. Lange dauerte die Freyde nun freilich nicht; der gemalte Weperhimmel wurde aus dem Hosschauspielhaus entfernt, andere Hanneles kamen und bewiesen selbst den Blindesten, wie leicht die auf Schredenskammereffekte gestellte Rolle zu spielen ist, Frau Sorma wuchs als Rautendelein zum Abgott des Hauptmannshausens heran und die arme Frau Conrad mußte hören, das Publikum wolle sie nicht länger mehr als Vertreterin munterer Jugend dulden. Immerhin hat sie im Genierang ein höheres Alter erreicht als sonst die Entdocten. Gewöhnlich leben die berlinischen Theatergenies nur ein paar Monate und werden, wenn sie nach einer Pause mit dem alten Anspruch wiederkehren, von den einstigen Bewunderern nicht mehr anerkannt. Frau Conrad wird in Wien jezt Muffe haben, der Frage nachzudenken, ob es für ihre Kunst nicht besser gewesen wäre, sich der individuellen Art anzupassen, die sie auf den Weg der Meisterin Hedwig Niemann wies, statt an des strebenden Freundes Hand den Eintagsruhm der Modernität zu suchen. Und auch das mit geringeren Gaben ausgerüstete Fräulein Niese sollte sich von dem warnenden Beispiel schrecken lassen. Weil die vergnügte Dame in einem Dialektstück recht artig geweint hat, wollen die führenden Geister unserer sogenannten Theaterkritik sie stink zur Tragödin machen. Sie bleibe im Donaulande und nähre sich reblich von den Resten girardischer Poffenkunst; wenn sie Glück hat, kann sie dort noch das Erscheinen des Dichters erleben, der den für ihr bralles Talent und ihre derbe Gestalt am Meisten geeigneten Soubrettentypus der Proletarierzeit auf die Bühne bringt.